

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

129. Jg. 23./24. April 2022 / Nr. 16

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,90 Euro, 2063

Bischöfe hoffen auf ein Ende des Kriegs

Die deutschen Bischöfe haben ihre Hoffnung auf ein Ende des Ukraine-Kriegs bekundet. Dort würden derzeit „Christen auf Christen schießen“, sagte der Erfurter Oberhirte Ulrich Neymeyr.



Seite 4

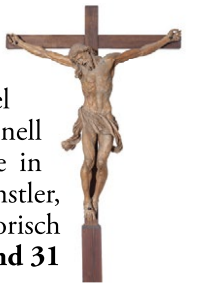
„Ein bisschen Frieden, ein bisschen Träumen...“

Vor 40 Jahren gewann die 17-jährige Nicole mit dem gleichnamigen Lied den Grand Prix. Damals lag Krieg in der Luft. Momentan sind Friedenslieder wieder gefragt. Seite 19



„Das Mal der Nägel an seinen Händen“

Thomas möchte das Mal der Nägel an Jesu Händen berühren. Traditionell verortet die Kunst die Wundmale in den Handtellern. Nur wenige Künstler, etwa Georg Petel, zeigten sie historisch korrekt. Seite 10 und 31



Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Der Friede sei mit Euch!“ Der Gruß, mit dem der Auferstandene plötzlich unter seinen Jüngern steht (siehe Seite 10), war auch für den Papst zentral, als er am Ostertag den Segen „Urbi et orbi“ spendete. Jedem war klar, welches geschundene Land Franziskus meinte, als er sagte: So wie sich einst die Jünger aus Angst vor Verfolgung einschlossen, so tun es heute die Menschen aus Angst vor den Bomben. Zur Situation in der Ukraine äußert sich Renovabis-Hauptgeschäftsführer Thomas Schwartz im Interview (Seite 2/3).

Natürlich wäre es schön, wenn Wladimir Putin an diesem Sonntag – dem orthodoxen Osterfest – ebenfalls in den Sinn käme, sich an Christi Friedensgruß zu erinnern. Aber es steht zu befürchten, dass der diplomatisch zurückhaltende, gleichwohl dringliche Wunsch des Papstes verhallt: „Bitte gewöhnen wir uns nicht an den Krieg!“

Fast schon gewöhnt hatte sich die Christenheit in Deutschland an halbleere Kirchen – selbst am höchsten Fest des Jahres. Dass nun, am erhofften Ende der Pandemie, wieder ein erfreulicher Andrang nach vor Ort mit erlebten Gottesdiensten herrschte, ist ein wahres Lichtzeichen in dunkler Zeit.

Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur



Segen für eine Welt im Krieg

Von einem „Ostern des Kriegs“ sprach Papst Franziskus nach der Messe auf dem mit Tausenden Gläubigen gefüllten Petersplatz. In seiner Osterbotschaft vor dem Segen „Urbi et orbi“ erinnerte er an Krisen und Konflikte weltweit und rief erneut zum Frieden in der Ukraine auf. Die Opfer der Kämpfe und Millionen Flüchtlinge trage er in seinem Herzen. Seite 7



WIE RENOVABIS HILFT

Priester an der Front

Hauptgeschäftsführer Thomas Schwartz fürchtet: Ukraine-Krieg dauert länger

AUGSBURG – Kurz vor Beginn des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine warnte das katholische Osteuropa-Hilfswerk Renovabis in unserer Zeitung vor der Flüchtlingswelle, die Europa gerade erlebt. Nun erläutert Hauptgeschäftsführer Thomas Schwartz im Exklusiv-Interview, wie den leidgeprüften Menschen in und aus der Ukraine geholfen wird. Er rechnet nicht mit einem schnellen Frieden.

Herr Professor Schwartz, es gibt Vorwürfe an Russland, der Krieg sei ein gezielter Genozid. Wie sehen Sie das?

Mit dem Begriff des Genozids wäre ich sehr vorsichtig, weil es damit zu Analogien zur Vernichtung der Juden oder zu manchen wirklich schrecklichen Geschehnissen in der Vergangenheit kommt. Das ist sehr schwierig zu begründen und zu beweisen. Aber ich würde dem zustimmen, dass in der Ukraine fürchterliche Kriegsverbrechen geschehen, die man letztlich nicht nur den Soldaten zuweisen kann, sondern die geradezu eine Strategie sichtbar machen.

Hilfstransporte in das Land sind mit einem hohen Risiko verbunden. Wie können Sie aktuell in der Ukraine helfen?

Wir haben in den letzten Jahrzehnten als Renovabis eine unglaubliche Menge an Partnernetzwerken aufgebaut, die uns jetzt sehr nutzen. Wir können einfach per Telefon und E-Mails durch das gewachsene Vertrauen sehr schnell Kontakt herstellen.

Die Erfahrung zeigt, dass Hilfstransporte häufig an dem „Flaschenhals-Syndrom“ leiden: Man bringt alles an die Grenze, aber dort kommt es dann zu Staus. Deswegen müssen wir im Moment vor allem unseren Partnern in der Ukraine helfen. Denn dort kann man noch alles einkaufen, es gibt dort noch Hilfsgüter. Der Großteil des Landes ist ja kein Kampfgebiet, so dass man das den dortigen Partnern durchaus überlassen sollte. So versuchen wir momentan, den Partnern hauptsächlich mit Geld zu helfen. Sie wissen besser als jeder in Deutschland, was sie brauchen.



◀ In einer Massenunterkunft für Flüchtlinge in Chmelnyzkyj in der Westukraine sitzt ein kleines Mädchen auf seiner Matratze. Die Not, die ihm und seiner Mutter sowie Millionen anderer Ukrainer jetzt bevorsteht, stellt Renovabis vor eine riesige Aufgabe.

Fotos: KNA

Und was brauchen sie?

Im Moment sind das natürlich ganz viele Medikamente, und zwar nicht nur für Kriegsverwundete. Es geht um Medikamente etwa für chronisch erkrankte Menschen, die jetzt durch gestörte Distributionswege bis nach Kiew – in den vergangenen Wochen besonders – nicht geliefert werden konnten. Auch dass man Verbandsmaterial und Dinge der Hygiene schickt, ist durchaus sinnvoll. Da sind unsere Partner in Deutschland – namentlich die Caritas, aber auch die Malteser – sicherlich diejenigen, die das am besten organisieren können.

Viele staunen, dass die zuvor bei der Aufnahme von Flüchtlingen aus fernen Ländern gerügten Polen und Ungarn jetzt gegenüber Hilfsbedürftigen aus dem Nachbarland so hilfsbereit sind. Waren Sie auch überrascht?

Nein. Und zwar deshalb, weil die Polen und die anderen Nachbarn an den Grenzen zur damaligen Sowjetunion genau wissen, worum es jetzt geht. Sie haben ihre eigenen Erfahrungen mit dem sowjetischen System gemacht. Sie haben die Menschenverachtung und auch die Gewaltbereitschaft russischer Armeen zum Teil am eigenen Leib erfahren.

Zudem sprechen viele im Westen der Ukraine polnisch. Das ist von der Sprache her so ähnlich wie Deutsch und Holländisch. Man kann sich verständigen, wenn man möchte. Die Menschen haben eine ähnliche Kultur, zum Teil auch eine ähnliche Geschichte.

Man muss sich auch klarmachen, dass Polen über Jahrhunderte hinweg bis ans Schwarze Meer als Großpolen-Litauen ein dominanter Faktor des Lebens der Menschen war. Eine analoge Situation wäre es bei uns, wenn eine solche Notsituation in Österreich passieren würde. Da würden wir in Bayern auch unseren österreichischen Freunden sofort und mit ganz großer Selbstverständlichkeit helfen.

Moldau gehört zu den ärmsten Ländern in Europa, auch in Rumänien gibt es viel Armut. Können diese Länder auf Dauer den Flüchtlingsstrom bewältigen?

Wir stehen in stetigem Kontakt mit unseren Partnern in Moldawien. Im Moment ist die Solidarität und die Bereitschaft, auch dort zu helfen, sehr groß. Auch die finanzielle Ausstattung, die das Land von vielerlei Institutionen und Organisationen bekommt, ist ausreichend.

Aber wir müssen uns darauf einstellen, dass dieser Krieg länger dau-

ern wird. Und in zwei, drei Monaten wird es notwendig sein, dass wir verstärkte Hilfe und Unterstützung leisten. Da steht Renovabis Gewehr bei Fuß. Da sind wir willens und auch fähig, sehr schnell zu helfen. Wir bereiten uns auch jetzt strategisch auf mittelfristige Hilfe vor. Also auf das, was jenseits der direkten humanitären Unterstützung in den nächsten Jahren an Integrationsarbeit, aber auch an Wiederaufbau in der Ukraine notwendig sein wird.

Von der katholischen Kirche in der Ukraine wird berichtet, dass sie auch unter Beschuss ihre Seelsorge fortsetzt und die Bevölkerung sowie die Flüchtlinge unterstützt. Was erfahren Sie über den Einsatz der Kirche in Zeiten des Kriegs?

Als der Krieg ausbrach, sind alle Botschafter aus Kiew evakuiert worden – außer dem Apostolischen Nuntius. Alle Pfarrer der römisch-katholischen wie auch der griechisch-katholischen Kirche sind am Ort geblieben – bis auf ganz wenige Ausnahmen. Aber auch die allermeisten orthodoxen Priester sind bei ihren Gemeinden geblieben und helfen den Menschen in Not.

Wir als Renovabis unterstützen das und helfen dem Klerus auch finanziell in seiner Lebensführung. In Kriegszeiten hat man dort kein

Spendenaufkommen, keine Kollekte.

Damit auch das Überleben der Priester und Ordensgemeinschaften sowie der Familien der griechisch-katholischen Priester gewährleistet ist, haben wir ein relativ großes Programm aufgelegt, mit dem wir vor Ort die tägliche Arbeit der Geistlichen unterstützen können. Sie lassen ihre Gemeinden wirklich nicht alleine, engagieren sich teilweise im Osten der Ukraine auch unter Lebensgefahr bei den Menschen. Wir zahlen ihnen die Gehälter und gewähren so eine Daseinshilfe.

Sie haben uns noch vor Beginn des Kriegs erklärt, die Menschen in der Ukraine seien seit 2014 sehr viel „ukrainischer“ geworden. Woran lag das – und wie sieht es mit den Menschen im Osten des Landes aus?

Ich habe per Videokonferenz mit einer Ukrainerin aus der Nähe von Charkiw sprechen können. Sie gehört genau zu der Volksgruppe, die die Russische Armee „befreien“ und von dem „furchtbaren nazistischen Los“, das ihr durch die Regierung in Kiew „aufoktroziert“ wurde, retten wollte. Die hat mir gesagt: „Wir haben die Russen nicht gebeten, uns zu befreien. Diese Freiheit, die ich als russischstämmige Ukrainerin in diesem Land in den letzten Jahren genießen konnte, werde ich nie haben, wenn ich unter russischer Regierung befreit werden sollte.“

Das ist ein deutliches Zeugnis für das, was auch früher sehr russophile Ukrainer in den letzten Jahren zu überzeugten Ukrainern gemacht hat: den Duft der Freiheit, die Luft der Demokratie atmen zu können und zu merken, dass man in einer demokratischen Gesellschaft durchaus pluralistisch leben kann – mit unterschiedlichen Herkunft und Vorstellungen – und nicht verfolgt und nicht beeinträchtigt wird.

Das ist die Stärke der Demokratie, von der ja auch der Bundespräsident bei seiner Wiederwahl gesprochen hat. Diese Stärke zeigt sich jetzt auch in allem, was die Ukrainer der russischen Aggression, der russischen Armee entgegenhalten. Die Freiheit ist stärker als jede Repression. Und das hat letztlich bei den Menschen in der Ukraine eine neue Identität hervorgerufen. Im von Russland besetzten Bereich im Osten des Landes ist es für uns sehr schwierig, an Informationen zu kommen. Aber wir wissen, dass viele Menschen dort nicht unbedingt freiwillig in einer „Volksrepublik“ leben. Eine „Volksre-

publik“ ist eben mehr eine Diktatur, wie ganz Russland mittlerweile eine Diktatur geworden ist.

Papst Franziskus wird immer wieder als möglicher Vermittler ins Spiel gebracht. Andererseits bezieht er zunehmend Stellung für die Ukraine, angesichts internationaler Vorwürfe von erheblichen Menschenrechtsverletzungen durch russische Truppen. Wie schätzen Sie die vatikanische Position ein?

Der Augsburger Kirchenhistoriker Jörg Ernesti hat dazu unlängst deutlich gemacht – und diese Position teile ich eigentlich –, dass sich der Vatikan immer bemüht hat, sich nicht als neutraler, aber als nicht parteiischer Vermittler in solchen in Dilemma-Situationen sich zeigenden kriegerischen Konflikten auftreten zu wollen und seine Vermittlungsfähigkeit anbieten zu können (siehe dazu auch Nummer 14 unserer Zeitung, Anm. d. Red.).

Der Papst verurteilt Menschenrechtsverletzungen und verurteilt auch den Krieg. Dafür bin ich dankbar. Er vermeidet es, Namen zu nennen, weil er auf diese Weise einen Gesprächskorridor offenhalten will.

Es gibt ja viele, die die ganze Zeit leise waren, wenn es um Menschenrechtsverletzungen Russlands ging, und die jetzt ganz laut geworden sind. Da ist es gut, dass es auch noch einen leisen Peilsender des Friedens in dieser Welt gibt, der nach allen Richtungen seine Sondierungsmöglichkeiten beibehält: Das ist der Heilige Stuhl! Er kann keine Waffen, aber er kann Diplomaten „liefern“. Er ist nicht Partei für eine Militärmacht, sondern für die Menschlichkeit. Und aus dieser Position heraus wird er vielleicht von

beiden Kriegsparteien als Vermittler angesehen werden – irgendwann, wenn man denn Vermittlung haben möchte. Im Augenblick lehnt Russland das ja ab.

Der Ostkirchenexperte Thomas Kremer sagt, der Angriff Russlands auf die Ukraine sei kein eigentlicher „Glaubenskrieg“. Er betont aber auch, dass die höchste kirchliche Autorität Russlands den Krieg rechtfertigt. Droht die endgültige Spaltung der orthodoxen Welt?

Ich befürchte, dass die Position des Moskauer Patriarchats, namentlich des Patriarchen, nie wieder so sein wird, wie sie vielleicht einmal war. Mit Kyrill I. ist kein Staat mehr zu machen. Er hat sich menschlich, politisch und religiös in einer Weise desavouiert, dass in der Orthodoxie wahrscheinlich mit ihm als Person nicht mehr zusammengearbeitet werden kann. Ob das mit der russisch-orthodoxen Kirche und auch mit den anderen orthodoxen Kirchen weitergehen kann, vermag ich nicht zu sagen.

Wir als Katholiken haben ein großes Interesse daran, dass unsere orthodoxen Geschwister sich nicht zerfleischen, sondern dass sie in einem Miteinander zeigen, dass Synodalität auch zwischen ihren Kirchen gelingen kann. Im Moment sieht es dafür sehr schlecht aus. Es ist sehr bedauernd, dass die Orthodoxie im Moment ein solch trauriges Bild

abgibt. Aber letztlich liegt das auch und besonders daran, dass sich manche fast in sklavischem Gehorsam zu Bütteln von Diktatoren machen.

Der Krieg bedroht das fried-

liche Miteinander in Europa – so sagen Sie selbst. Müssen Sie sich als Hilfswerk für Osteuropa nach dem Ende der Kämpfe in Ihrer Arbeit neu aufstellen?

Das wissen wir selber noch nicht. Wir hinterfragen momentan als Renovabis im 29. Jahr unseres Bestehens nochmal unser eigenes Selbstverständnis. Wir sind als ein Werk entstanden, das die Friedensdividende, die wir in Deutschland nach dem Ende des Kalten Kriegs durch die Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit und Demokratie schon genossen haben, auch den Ländern Ost- und Mitteleuropas weitergeben und in ihrer Entwicklung solidarisch unterstützen wollte. Das wird für uns mit diesem furchtbaren Krieg sehr viel schwieriger.

Renovabis steht als Werk für Solidarität und Hilfe, aber auch für Dialog im ökumenischen sowie im internationalen Bereich. Und wir müssen uns überlegen, wie wir im Blick auf die Länder Osteuropas Solidarität neu definieren – aber auch, was nun Dialogfähigkeit heißt. Den Prozess der Klärung, wie wir das neu gestalten, werden wir als Werk mit allen Beteiligten und Verantwortlichen für das nächste Jahr angehen und schauen, wo gehen wir eigentlich hin: Quo vadis, Renovabis? Wir werden in den nächsten Jahren also viel nachzudenken haben.

Corona schwächte zuletzt die Spendenergebnisse zahlreicher Hilfsorganisationen. Hat sich das bei Renovabis jetzt geändert?

Die Spendenbereitschaft der Deutschen ist ungebrochen, ist unglaublich ermutigend, und auch Renovabis konnte davon in einer guten Weise profitieren. Wir haben sehr viele Spenden von den Menschen bekommen, um dieses Geld weiterzugeben. In den ersten Wochen des Kriegs haben wir weit über eine Million an Spenden erhalten und hoffen auch, dass das weitergeht. Denn anders als öffentliche oder auch kirchliche Mittel können wir Spenden wirklich frei verwenden, um humanitär und dort, wo es ungeplant notwendig ist, helfen zu können.

Interview:
Johannes Müller,
Ulrich Schwab

◀
Renovabis-Haupt-
geschäftsführer
Thomas Schwartz ist
dankbar für die große
Spendenbereitschaft
der Deutschen.



Kurz und wichtig



Bundesverdienstkreuz

Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier hat den langjährigen früheren Vorsitzenden der Unions-Bundestagsfraktion, Volker Kauder (72/CDU; Foto: KNA), mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Steinmeier würdigte Kauders politisches Engagement auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes sowie dessen Eintreten für eine wertegeleitete Politik. „Dankbar bin ich Ihnen auch dafür, dass Sie sich – auf eine für die deutsche Politik wahrscheinlich unvergleichbare Weise – für verfolgte und unterdrückte Christen auf der ganzen Welt einsetzen“, sagte der Bundespräsident. Auf Kauders Initiative gehe auch das Amt des Beauftragten für Religions- und Weltanschauungsfreiheit der Bundesregierung zurück. Kauder stand von 2005 bis 2018 gut 13 Jahre an der Spitze der Unionsfraktion – so lange wie kein anderer vor ihm.

Turksons neues Amt

Kardinal Peter Turkson, der abgelöste frühere Leiter der vatikanischen Entwicklungsbehörde, ist von Papst Franziskus zum Kanzler der Päpstlichen Wissenschaftsakademien ernannt worden. Der 73-jährige wird damit Nachfolger von Kurienerzbischof Marcelo Sánchez Sorondo.

Gegen den Krieg

Die allermeisten Russlanddeutschen stehen dem Krieg in der Ukraine nach Worten des ehemaligen Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, Bernd Fabritius (CSU), ablehnend gegenüber. Es gebe „einzelne Akteure“ auf russischer Seite, „die gezielt an dem Narrativ arbeiten, seit Kriegsausbruch seien Russlanddeutsche und Russen in Deutschland nicht mehr sicher“, sagte er. Dies seien aber Ausnahmen: „Ein paar Verwirrte wird es am Ende immer geben.“

Sperranlage

Eine bis zu neun Meter hohe Betonmauer soll auf einer Länge von rund 40 Kilometern einen bestehenden Sperrzaun Israels zu den besetzten palästinensischen Gebieten ersetzen. Entsprechende Pläne legte Verteidigungsminister Benny Gantz dem Sicherheitskabinett vor. Mit dem Bau unter Leitung des Verteidigungsministeriums und der israelischen Armee soll schnellstmöglich begonnen werden. Gantz kündigte eine Fertigstellung in wenigen Wochen an. Das Mauerstück soll von dem Gebiet Salem bis zur Region Bat Hefer im nördlichen Westjordanland verlaufen.

Baby Francisco

Argentiniens Präsident Alberto Fernández und seine Frau Fabiola Yañez werden ihr neugeborenes Kind „Francisco“ nennen. Mutter und Kind seien wohl auf, berichtete der glückliche Vater dem Sender „Radio 10“ nach der Geburt am Montag voriger Woche. Es sei bekannt, dass er ein kaum praktizierender Katholik sei, aber Papst Franziskus sei eine moralische Führungsfigur von enormem Format, sagte Fernández. Der Name Franziskus repräsentiere das, wofür der aus Argentinien stammende Papst stehe.

Anspruch wird überprüft

Revision gegen Urteile zu Medikamenten für Suizid

LEIPZIG (epd) – Die Urteile des Oberverwaltungsgerichts NRW über Medikamente zur Selbsttötung sollen vom Bundesverwaltungsgericht überprüft werden.

Zwei der drei Kläger legten Revision ein. Der Termin der mündlichen Verhandlung steht noch nicht fest. Das Oberverwaltungsgericht in Münster hatte am 2. Februar in drei Fällen entschieden, dass schwer-

ranke Menschen keinen Anspruch auf ein Betäubungsmittel des Bundesarzneimittelinstituts zur Selbsttötung haben.

Im Februar 2020 hatte das Bundesverfassungsgericht das Verbot der „geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung“ aufgehoben. Die Karlsruher Richter begründeten dies mit dem Selbstbestimmungsrecht. Der Paragraph 217 des Strafgesetzbuchs muss nun neu gefasst werden.

OSTERBOTSCHAFTEN

Gegen alte Feindbilder

Bischöfe rufen eindringlich zum Frieden auf

BONN (KNA) – Der Krieg in der Ukraine hat die Osterfeierlichkeiten der Christen in Deutschland geprägt. Die Bischöfe riefen zum Einsatz für den Frieden auf. Erstmals seit zwei Jahren konnten die Gottesdienste der Kar- und Ostertage wieder weitgehend ohne Corona-Einschränkungen stattfinden.

Nach Einschätzung des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Georg Bätzing, ist Hoffnung ein „Lebensmittel“. Nur wer hoffe, könne sein Leben gut führen. Wer die Hoffnung verlerne, verlerne das Zutrauen zum Leben.

Die Welt sei wahrhaftig kein Paradies. Die Hoffnung, dass sich demokratische Bewegungen gegenüber autokratischen Systemen durchsetzen und dass internationale Konflikte eher durch Dialog und diplomatisches Geschick als durch Wettrüsten und Krieg zu lösen sind, sei erneut ins Wanken geraten. Doch dürfe man die Hoffnung nicht aufgeben, dass sich die Welt zum Guten verändern könne – „ja, dass wir alles daran setzen müssen, weil wir sonst keine Zukunft haben“.

Der Münchner Kardinal Reinhard Marx sieht durch den Krieg die Gefahr, in „alte Feindbilder“ zurückzufallen. Damit würde einer „Logik des Kriegs“ gefolgt, wodurch „menschliche Herzen, Köpfe und Seelen über Generationen durch Hass vergiftet“ würden, sagte Marx im Liebfrauentempel. Die Menschen hätten das Recht, ihr Leben, das ihrer Mitmenschen und das so vieler Unschuldiger zu verteidigen und zu schützen. Auch wenn es derzeit schwerfalle, die Osterbotschaft zu verkünden, so sei dies „doch nötiger als je zuvor“.

Der Erfurter Bischof Ulrich Neymeyr sagte, es erschüttere ihn, dass „Christen auf Christen schießen und dass die Mächtigen dies in der Absicht tun, damit christliche Traditionen und Werte zu verteidigen. In einem erschreckenden Ausmaß wird Gott vor den Karren menschlicher Machtinteressen gespannt. Das ist mit dem Gott und Vater Jesu Christi aber nicht zu machen.“

Der Dresdner Bischof Heinrich Timmerevers erklärte, im Krieg sei es wichtig, „dass wir als Menschen, die Frieden suchen, beieinander bleiben – mit den Menschen in der Ukraine, aber auch mit den Menschen in Russland. Lassen wir uns nicht hinreißen, aus Empörung über das Verbrechen Russlands selbst zu Hassenden zu werden.“



Foto: Burkard Vogt/pixelio.de

▲ Den Wunsch der Bischöfe nach Frieden drückt auch diese Osterkerze aus.

Der Görlitzer Bischof Wolfgang Ipolt wandte sich direkt an den russischen Präsidenten Wladimir Putin. Wenn dieser an diesem Sonntag, dem orthodoxen Osterfest, zu einem Gottesdienst gehe, „dann hoffe ich, dann hoffen die Menschen in Europa und der ganzen Welt, dass der Gruß des Auferstandenen ‚Friede sei mit euch‘ auch Ihr Herz verwandelt und Ihnen Gedanken des Friedens schenkt. Darum bete ich auch für Sie.“

Der Magdeburger Bischof Gerhard Feige sagte mit Blick auf die Ukraine, es sei wohl zu keiner Zeit leicht gewesen, die Freude und Hoffnung, die die Botschaft des leeren Grabes bringen wolle, anzunehmen. Feige verwies auch auf die Flüchtlingstragödien auf dem Mittelmeer, die Zehntausenden Corona-Toten und die zahllosen Menschen, die tagtäglich Opfer der dramatischen Klimaveränderungen werden. Sie dürften nicht vergessen werden.

Deutliche Veränderungen

Der Augsburger Bischof Bertram Meier erwartet deutliche Veränderungen im Leben vieler Menschen. „Um des Lebens willen werden wir wohl den Gürtel enger schnallen müssen, wir werden ärmer. Wir müssen die Schöpfung schützen“, sagte der Weltkirche-Bischof. „Wir können die Krisen von heute nicht mit unseren alten Schablonen lösen.“ Der Bischof erinnerte daran, dass derzeit von einer Zeitenwende oder Transformationen im Lebensstil gesprochen werde. „Ich plädiere für eine ‚Osterwende‘. Bevor wir die Energiewende umsetzen, eine Verkehrswende und anderes mehr, brauchen wir eine Wende im Herzen.“

ZUM 75. GEBURTSTAG

Für den Einsatz an den Rändern

Kardinal João Braz de Aviz ist Koordinator für eine Million Ordensleute weltweit

Seit elf Jahren leitet João Braz de Aviz die vatikanische Ordenskongregation. Er und seine Mitarbeiter sind zuständig für eine Million Ordensleute, davon 80 Prozent Frauen. Am 24. April wird der Brasilianer 75 Jahre alt.

Im Medientrübels rund um den Vatikan kommt Braz de Aviz selten vor. Gelegentlich tritt der gutmütig wirkende Brasilianer öffentlich auf, versieht seine Arbeit aber weitgehend unbehelligt von Kontroversen. Dabei hat er als Leiter der vatikanischen Ordensbehörde kein leichtes Arbeitsfeld. Dieses beackert er seit über elf Jahren mit rund 40 Mitarbeitern – übrigens mehr Frauen als Männer.

So müssen der Kardinal und seine Leute darauf achten, dass die weltweit 2000 bis 3000 Orden, Institute und andere Gemeinschaften allein päpstlichen Rechts ihre Statuten und andere Vorgaben einhalten. Während traditionelle Orden wie Benediktiner, Franziskaner oder Jesuiten damit weniger Probleme haben, fehlt jüngeren Gemeinschaften mitunter die Erfahrung und gemeinschaftliche Praxis.

Heiligkeit der Getauften

Dem Vernehmen nach wird an der Ordenskongregation eine Untersuchung koordiniert, wie sich jüngere Gemeinschaften seit den Aufbrüchen im 20. Jahrhundert bis heute entwickelt haben. Anlass dazu sind diverse Skandale um charismatische Gründer- und Führungsgehaltnisse, die vom rechten Weg abkamen. Nicht nur deswegen rückt der Chef der Ordensbehörde von der Vorstellung ab, ein Leben im Orden sei eine perfektere Form des Christseins als die normaler Priester oder Laien. „Es gibt nur eine Heiligkeit, die der Getauften“, sagt der Kardinal. Ordensfrauen und -männer sollten vor allem prophetisch sein.

Zusätzlich soll der Brasilianer, der selber keinem Orden angehört, mit seiner Behörde helfen, das kulturelle Erbe von Ordensgemeinschaften als Teil des Kirchen- und Menschheitserbes zu sichten und zu bewahren: Archive, Bücher, künstlerische und liturgische Werke sowie Gebäude – angesichts des drohenden Aussterbens etlicher Gemeinschaften ist das eine beachtliche Aufgabe.

Erschwert wird diese dadurch, dass Klöster und Ordensgemeinschaften in der katholischen Kirche



Kardinal João Braz de Aviz, Kardinalpräfekt der Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens.

eine größere Selbstständigkeit haben. Und dann ist da oft noch die jeweilige Ordensleitung, die ebenfalls in Rom sitzt. Das verlangt zumindest viel Koordination und Absprache.

Zudem hat der Papst mit seinem Erlass „Vos estis lux mundi“ (Ihr seid das Licht der Welt) die Ordensbehörde 2019 damit beauftragt zu überwachen, ob Ordensobere mit Fällen von Missbrauchsverdacht richtig umgehen – nicht nur dem von Minderjährigen. Auch der sexuelle und geistliche Missbrauch von Ordensfrauen sowie deren Ausbeutung ist ein Thema, bei dem die Kirche einiges aufzuarbeiten hat.

Unter den rund eine Million Ordensmitgliedern der katholischen Weltkirche bilden Frauen die deutlich stärkere Fraktion: Ihren Anteil bezifferte Braz de Aviz jüngst mit 80 Prozent. Um die katholische Kirche weniger klerikal und auch weiblicher zu machen – ein Ziel, zu dem sich der Kardinal mehrfach bekannte –, steht somit in Frauenorden ein großer Fundus von Kompetenz, Talenten und Idealismus zur Verfügung. Ein Indiz dafür sind die Besetzungen etlicher höherer Kurienposten in jüngster Zeit mit Ordensfrauen.

Darüber hinaus setzen Franziskus und andere Kirchenverantwortliche auf Ordensleute, um die katho-

lische Kirche weniger klerikal und priesterzentriert zu machen. So sind gerade Ordensleute – meist Frauen – an den existenziellen Rändern der Gesellschaft und der Kirche im Einsatz. Das soll von Rom aus weiterhin möglichst gut unterstützt werden, weswegen Franziskus' Kurienreform die Ordensbehörde weitgehend unverändert lässt.

Den Auftrag, die „Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und Gesellschaften Apostolischen Lebens“ zu leiten, erhielt Braz de Aviz Anfang 2011 von Benedikt XVI. Der holte den damals 63 Jahre alten Erzbischof von Brasília nach Rom und ernannte ihn gut ein Jahr später zum Kardinal. Unmittelbar nach seiner Wahl zum Papst bestätigte Franziskus den lateinamerikanischen Mitbruder auf dem Posten.

Geboren wurde Braz de Aviz in Mafra im südbrasilianischen Bundesstaat Santa Catarina. Wie viele spätere Kuriale und Bischöfe studierte er einige Jahre in Rom. Nach der Priesterweihe 1972 war Braz de Aviz 22 Jahre lang als Pfarreiseelsorger, Leiter eines Priesterseminars und Hochschuldozent tätig. 1994 ernannte ihn Johannes Paul II. zum Weihbischof in Vitoria (Espírito Santo) und vier Jahre später zum Bischof von Ponta Grossa (Parana). 2002 wurde er Erzbischof von Maringá; zwei Jahre später schickte Benedikt XVI. ihn in die brasilianische Hauptstadt.

Gegen Wohlstandsprediger

Dort war er einer der ersten, der sich gegen die zunehmend erfolgreichen Wohlstandsprediger unter Brasiliens Evangelikalen aussprach. „Ich liebe Gott, weil er mich reich macht. Das ist Betrug, eine Täuschung“, sagte Brasiliens Erzbischof damals. Eine gewisse Nähe zu Lateinamerikas Befreiungstheologie war bei ihm schon länger spürbar.

Anfang März erhob der Papst den Brasilianer – zusammen mit anderen Kardinälen – in den Ehrenrang eines Kardinalpriesters. Sollte Franziskus Anfang Juni, wenn die neue Kurienverfassung in Kraft tritt, Leitungsposten neu vergeben, wäre eine Versetzung von Braz de Aviz vorstellbar. Laut der neuen Ordnung ist für Kurienpräfekten erst mit 80 Jahren Schluss. Der Kardinal hätte dann noch fünf Jahre, um als vielgedienter Kirchenmann eine weitere Aufgabe zu übernehmen. Roland Juchem



▲ Zu Scherzen aufgelegt: Kardinal Braz de Aviz (rechts) mit dem emeritierten Kurienkardinal Walter Kasper im Januar 2015 im Vatikan. Fotos: KNA



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat April

... für alle, die im Gesundheitswesen arbeiten und den Kranken und den älteren Menschen besonders in den ärmsten Ländern dienen; die Regierungen und lokalen Gemeinden mögen sie adäquat unterstützen.



IM VATIKANVERLAG ERSCHIENEN

Papst-Buch über Aufbau des Friedens

MAILAND/ROM (KNA) – Von Papst Franziskus ist ein neues Buch „Gegen den Krieg. Mut zum Frieden“ erschienen. Wie der Verlag mitteilte, geht es auf den 192 Seiten um „Dialog als politische Kunst“ und den „handwerklichen Aufbau des Friedens“. In einem vorab in einer Zeitung veröffentlichten Teil der Einleitung erinnert Franziskus an seine Irak-Reise 2021: „Nie hätte ich mir damals vorstellen können, dass ein Jahr später ein Konflikt in Europa ausbrechen würde.“

Dass die Ukraine angegriffen und überfallen worden sei, erklärt er zur „Barbarei“. Aufrufe zu einem Ende des Kriegs und die Verurteilung von Rüstungsausgaben fassen seine Appelle der vergangenen Wochen zusammen: „Wir brauchen Dialog, Verhandlung, Zuhören, diplomatisches Geschick und Kreativität sowie eine weitsichtige Politik, die in der Lage ist, ein neues System des Zusammenlebens aufzubauen.“

Bislang ist das Buch in einer italienischen Ausgabe mit dem Titel „Contro la guerra. Il coraggio di costruire la pace“ bei Solferino und Libreria Editrice Vaticana erschienen.

Spiel mit Licht und Schatten

Eine Ausstellung auf dem Kapitol präsentiert Kunst des „Malers der Mönche“

ROM – Francisco de Zurbarán (1598 bis 1664) gilt als ein wichtiger Vertreter des Goldenen Zeitalters der spanischen Malerei. Die Kapitولينischen Museen widmen nun einem Werk des Spaniers eine ganze Ausstellung – mit vier Bildern.

Die Kapitولينischen Museen in Rom sind – wie so viele italienische Museen – für große Fülle bekannt. Die Wände sind dicht behängt mit Meisterwerken weltberühmter Künstler: darunter Italiener wie Michelangelo Caravaggio (1571 bis 1610), Belgier wie Peter Paul Rubens (1577 bis 1640) oder Spanier wie Diego Velázquez (1599 bis 1660). Bei dieser Fülle kann sich eine Ausstellung auch mal auf ein einziges neues Gemälde konzentrieren: Ein Porträt des heiligen Franz von Assisi, gemalt vom spanischen Künstler Francisco de Zurbarán.

Unter dem Titel „Zurbarán a Roma – Il San Francesco del Saint Louis Art Museum tra Caravaggio e Velázquez“ laden die Museen auf dem Kapitolshügel noch bis zum 15. Mai in ihrer Pinakothek zur Sonderschau. Im Fokus steht dabei erstmals de Zurbarán. Sein Gemälde des heiligen Franziskus ist zwischen zwei Werken von Caravaggio – beide sonst im Bestand der Dauerausstellung – sowie einer Arbeit von Velázquez eingebettet. Letztere hat ihren Stammpplatz in der benachbarten Galerie Cini.

Für Kuratorin Federica Papi ist die Ausstellung eine wichtige Premiere. Erstmals werde de Zurbarán im Dialog mit den großen Meistern Caravaggio und Velázquez gezeigt. Beide seien für den Spanier „entscheidende Referenzpunkte“. Die drei verbinde die besondere Maltechnik, das Spiel mit Licht und Schatten. „Für sie war es auch ein Symbol des Überirdischen“, sagt Papi.

De Zurbarán gilt als ein wichtiger Vertreter des sogenannten Goldenen Zeitalters. Er malte vorrangig

sakrale Kunst, viele Andachtsbilder. Ein besonderes Augenmerk galt dem Heiligen aus Assisi, den er im Laufe seiner Karriere immer wieder zum Thema von Bildern machte. Andere Protagonisten seiner Arbeiten sind der Evangelist Johannes oder der Apostel Andreas. Bald nannte man Zurbarán den „Maler der Mönche“; später wegen seiner mystisch-metaphysischen Gemälde den „Caravaggio von Spanien“.

Seine Darstellung des Franz von Assisi ist eine Leihgabe aus dem Art Museum im US-amerikanischen Saint Louis. Ursprünglich war das Gemälde Teil eines Altarbildes, das in einer Karmeliterkirche im spanischen Sevilla aufbewahrt wurde. In

beiden Ländern genießt der Maler deutlich mehr Ansehen als anderswo in Europa. Sevilla war lange Zeit der Schaffensort de Zurbaráns. Hier traf er auch Velázquez. Hier produzierte er bereits in den 1630er Jahren Auftragsarbeiten für den amerikanischen Markt.

Das Gemälde zeigt Franz von Assisi stehend, barfuß und mit Kapuze auf dem Kopf. In seinen Händen hält er einen Schädel: ein typisches Barockmotiv – in Anspielung auf das sogenannte Memento mori, das Bewusstsein der eigenen Vergänglichkeit. Franz scheint versunken in die Betrachtung des Todes. Die Formensprache ist geometrisch und streng. Der Lichteinfall ist härter, weniger lieblich als bei Caravaggio.

Der Täufer als Junge

Die beiden daneben hängenden Malereien des Italieners wirken verspielter. Das eine zeigt eine Wahrsagerin, die den wohlhabenden Jungen neben sich von ihren Diensten überzeugen möchte. Der zweite Caravaggio hat Johannes den Täufer als Knaben mit einem Widder zum Motiv. Der nackte Junge wird in einem weichen Licht in Szene gesetzt. Auf die Verwendung von Licht und Schatten, nicht auf das Motiv, fokussiere sich auch der Vergleich der Künstler, erklärt Papi.

Das vierte Gemälde, die Arbeit von Velázquez, ist ebenfalls ein Porträt, doch weit entfernt von sakraler Kunst. Auch sind Licht und Schatten subtiler angewandt. Es ist das Abbild des Agenten und Vertrauten von Velázquez, Juan de Cordoba. Dieser begleitete den Maler vor allem während seines zweiten Aufenthalts in Rom von 1649 bis 1651. Der hagere, bärtige Mann blickt dem Betrachter mit ernster Miene in die Augen. Fast so, als wollte er dazu auffordern, über den vier Gemälden nicht die anderen Meisterwerke der Kapitولينischen Museen zu vergessen.

Anna Mertens



▲ Francisco de Zurbarán: „Der heilige Franziskus betrachtet einen Schädel“ (etwa 1635, Ausschnitt).

DIE WELT



WIEDER AUF DEM PETERSPLATZ

Papst fordert Gesten des Friedens

In Kar- und Osterliturgien ruft Franziskus zu einem Ende der „Schrecken des Kriegs“ auf

ROM – Im Vatikan standen die Kar- und Osterliturgien in diesem Jahr im Zeichen eines eindringlichen Appells von Papst Franziskus für Frieden in der Welt. Auf dem Balkon des Petersdoms sprach er von einem „Ostern des Kriegs“. Dass die Corona-Maßnahmen in Rom fast vollständig aufgehoben worden waren, machte die Teilnahme Tausender Pilger und Besucher an den Feierlichkeiten möglich.

Etwa 100 000 Menschen waren am Ostersonntag bei der Messe auf dem Petersplatz mit dabei – wie zuvor schon am Palmsonntag. Eine Predigt des Papstes gab es nicht, seine Osterbotschaft vor dem traditionellen „Urbi et orbi“-Segen war dafür umso intensiver. Darin forderte er ein Ende des Ukrainekriegs und erinnerte an Krisen und Konflikte weltweit. Der Frieden sei möglich; er sei eine Pflicht und die vorrangige Verantwortung aller, sagte der Pontifex auf der Mittelloggia des Petersdoms.

Glaube fällt schwer

In seinem Herzen trage er all die vielen ukrainischen Opfer, die Millionen von Flüchtlingen, die auseinandergerissenen Familien, die allein gelassenen alten Menschen, die zerstörten Leben und die dem Erdboden gleichgemachten Städte. Bei diesem Blutvergießen und der Gewalt falle es schwer zu glauben, dass Jesus wirklich auferstanden sei, gestand Franziskus. Eine Illusion sei dies aber nicht. Seinem Appell für Frieden in der Ukraine folgte langer Applaus.

„Möge man sich für den Frieden entscheiden“, rief der Papst. „Man höre auf, die Muskeln spielen zu lassen, während die Menschen leiden. Bitte, bitte, gewöhnen wir uns nicht an den Krieg, setzen wir uns alle dafür ein, von unseren Balkonen und



◀ Mit rund 100 000 Pilgern und Besuchern feierte Papst Franziskus am Ostersonntag auf dem Petersplatz den Gottesdienst. Während seiner Osterbotschaft vor dem Segen gab es für seinen Appell für Frieden in der Ukraine langen Applaus.

Foto: KNA

auf den Straßen mit lauter Stimme den Frieden zu verlangen!“

Sich für die überraschende Hoffnung Gottes zu öffnen und sich nicht durch Angst, Schmerz und Tod lähmen zu lassen – dazu ermutigte Franziskus in der Osternacht. Als Hauptzelebrant stand der Feier Kardinal Giovanni Battista Re vor, da der Papst von Knieschmerzen geplagt war. Von einem Stuhl vor den Bankreihen der Gläubigen nahm er am Gottesdienst teil.

Seine Predigt trug der Pontifex dann aber selbst vor. Die Nächte des Kriegs seien von leuchtenden Spuren des Todes durchzogen, erklärte er. „Mit Gesten des Friedens in dieser von den Schrecken des Kriegs gezeichneten Zeit“ seien die Christen aufgerufen, den auferstandenen Christus ins tägliche Leben zu tragen.

An dem Gottesdienst nahm auch eine ukrainische Delegation teil, darunter der Bürgermeister der Stadt Melitopol, Iwan Fedorow. Dieser

war während des Kriegs von russischen Soldaten entführt und später freigelassen worden. Am Ende seiner Predigt begrüßte der Papst die Delegation eigens und bat alle Anwesenden eindringlich, für den Frieden zu beten.

Umstrittene Geste

Schon am Karfreitag bei der Via Crucis stand die Bitte um Versöhnung zwischen den Kriegsparteien im Mittelpunkt. Trotz ukrainischer Kritik hielt der Papst an einer umstrittenen Geste fest: Auf einer Etappe der Andacht vor dem Kolosseum trugen eine Ukrainerin und eine Russin gemeinsam das schlichte Holzkreuz. Die beiden Frauen leben in Rom und arbeiten als Krankenpflegerinnen in einem Krankenhaus. Sie sind seit längerem privat befreundet.

Als verfrühte Versöhnungsgeste hatten zuvor der ukrainische

Botschafter im Vatikan wie auch der griechisch-katholische Groß-erzbischof von Kiew die Gestaltung der Andacht kritisiert. Daraufhin wurde der bereits veröffentlichte Text zu dieser Kreuzwegstation durch einen kürzeren ersetzt.

Am Gründonnerstag besuchte der Papst ein Gefängnis in der Hafencity Civitavecchia nordwestlich von Rom und feierte mit Insassen und Vollzugsangestellten die Messe vom letzten Abendmahl. Auch Italiens Justizministerin Marta Cartabia war anwesend. Während der Liturgie vollzog Franziskus an zwölf Häftlingen, Frauen wie Männern, den Ritus der Fußwaschung.

„Jesus lehrt uns dies, ganz einfach: Ihr müsst einander die Füße waschen“, sagte der Papst in einer kurzen Ansprache. „Einer dient dem anderen, ohne Interesse: wie schön wäre es, wenn es möglich wäre, dies jeden Tag und für alle Menschen zu tun.“

Mario Galgano/KNA

Aus meiner Sicht ...



Professor Veit Neumann ist Gastprofessor an der Hochschule Benedikt XVI. in Heiligenkreuz.

Veit Neumann

Wirklichkeit statt Wunschdenken

Sich für den Frieden einzusetzen, ist eine gute Sache. Am besten vollzieht sich dies mit Blick auf die Wirklichkeit, nicht in deutschem Wunschdenken. Wir erleben derzeit eine traurige Wirklichkeit, die uns noch lange Zeit traurig stimmen wird. Das russische Militär und seine Verantwortlichen führen einen brutalen Überfall auf die Ukraine durch und zwingen dem Land die grausame Realität des Kriegs auf. Millionen Menschen leiden, Zehntausende sterben. Dagegen geht es bei uns in Deutschland beschaulich zu. Doch alles Entsetzen hilft nichts. Für die Zukunft müssen wir noch mehr beachten, dass die Erhaltung des Friedens die täglich neue Aufgabe der Politik ist und kein Selbstläufer.

In den Ostertagen wurde für Frieden „marschiert“. Zehntausende Menschen gingen auf die Straße. Der Wille zum Frieden ist gut. Im Sinne der Menschlichkeit ist jedoch zu fragen, wie das den geschundenen Menschen in der Ukraine hilft. Zur bedrückenden Wirklichkeit gehört, dass der Aggressor Vladimir Putin heißt, der sich von einer stabilen Nomenklatur getragen weiß. Erhebliche Teile des russischen Volkes erkennen kein Problem in dieser Situation. Unser emotionaler Wille zum Frieden sollte diese Tatsachen nicht vernebeln, sondern klarer sehen lassen als bisher.

Zur Einsicht gehört, dass es unaufhaltsame Spiralen der Aggression gibt. Nicht weniger gehört allerdings dazu, dass es am Angreifer

– von deutscher Politik jahrzehntlang in vielerlei Hinsicht unterstützt – liegt, diesen Krieg zu beenden. Noch wäre Zeit dazu. Er ist nicht zu gewinnen. Setzt sich die russische Armee durch, wird ein langer Widerstand im Lande folgen.

Ostermarschierer als „fünfte Kolonne Putins“ zu bezeichnen, ist das markige Reden eines Alexander von Lamsdorff (FDP), schießt aber weit übers Ziel hinaus. Fakt ist: Für den Frieden einzutreten ist gut, wenn dies mit Blick auf die Opfer geschieht und diesen auch hilft, nicht den Aggressoren. Beten wir und unterstützen wir wo immer möglich die angegriffenen Ukrainer – Männer, Frauen und Kinder!



Hildegard Schütz ist Vorsitzende des Diözesanrats der Katholiken im Bistum Augsburg. Sie unterrichtet Latein und katholische Religionslehre.

Hildegard Schütz

Riesengewinne durch den Krieg

Der völkerrechtswidrige Angriff Russlands auf die Ukraine bedeutet eine Katastrophe für die Ukraine, ein demokratisches Land mitten in Europa. Dieser Krieg bringt Zerstörung, Elend, Gewalt, Tod, Flucht und Verzweiflung. Die Konsequenzen des Angriffs sind auch in unserer Gesellschaft massiv zu spüren. Doch wird der Krieg nicht vielleicht für wirtschaftliche Zwecke benutzt?

Wirtschaftliche Sanktionen gegenüber Russland sind das Gebot der Stunde. Die diesjährige Ernte in der Ukraine, einer Kornkammer Europas, wird gering ausfallen. Dieser Ausfall trifft die Ärmsten der Armen in Afrika. Da Nordafrika sein Getreide aus der Ukraine bezieht, hat das eine massive Ver-

schärfung der künftigen Ernährungssituation für die Menschen in dieser Region zur Folge.

Der Ernteausfall rechtfertigt aber keineswegs Hamsterkäufe und leere Mehlgale in unseren Supermärkten. Wer realistisch denkt, weiß, dass das Mehl, das jetzt verkauft wird, aus dem Getreide gemahlen ist, das im vergangenen Jahr angebaut wurde. Wird da etwa von Lebensmittelkonzernen das Angebot künstlich knapp gehalten?

Noch dramatischer verhält es sich bei den Energie-, Sprit- und Heizölpreisen. In den vergangenen eineinhalb Jahren haben sich Diesel- und Heizölpreise verdoppelt. Begründet wird das jetzt mit dem Krieg, dem angespannten Verhältnis zu Russland und der

daraus resultierenden Versorgungsknappheit. Das mag in Teilen zutreffen. Tatsächlich beschert diese massive Preiserhöhung den Ölkonzernen einen zusätzlichen Milliarden-gewinn. Dies ist angesichts der schwierigen Situation nicht zu rechtfertigen.

Ein sogenanntes Energieentlastungspaket ist höchstens ein politisches Feigenblatt. Einkommensschwache Menschen ohne finanzielle Reserven, die auch keine Grundsicherungsleistungen beantragen, erhalten keinerlei Entlastung. Die Politik muss gegenüber den Ölkonzernen dringendst eine rote Linie ziehen, die derartig künstlich erzeugten Preissteigerungen, die hauptsächlich der Gewinnsteigerung dienen, Einhalt gebietet!



Cornelia Kaminski ist Bundesvorsitzende der Aktion Lebensrecht für Alle (ALFA e.V.).

Cornelia Kaminski

Ein „Recht“, das diskriminiert

„Wer für Frauenrechte ist, muss auch für ein Recht auf Abtreibung sein“ – dieses Mantra, das von Teilen der Frauenbewegung seit Jahrzehnten wiederholt wird, erweist sich zunehmend als offensichtlicher Irrtum. Nicht nur, weil ein vermeintliches Recht auf Abtreibung dazu führt, dass zahllose Frauen zu einer Abtreibung genötigt werden, die sie selbst eigentlich nicht wollen. Sondern auch, weil Abtreibungen überdurchschnittlich häufig das Leben eines ungeborenen Mädchens beenden.

Die in vielen Ländern der Welt gesellschaftlich verankerte Geringschätzung für Mädchen und Frauen hat, wie die Studie einer Forschergruppe aus den USA prognostiziert, dramatische Folgen für die Bevölkerungen nicht nur

in Indien und China, sondern auch in einigen Ländern Südosteuropas. Bis 2030 errechneten die Forscher ein globales Minus von 4,7 Millionen weiblichen Geburten. Bei gleichzeitig stabiler Geburtenrate bedeutet das einen Überschuss an Jungen – mit möglicherweise dramatischen Auswirkungen. Ist es ein Zufall, dass Indien, das Land, in dem täglich 7000 weibliche Föten abgetrieben werden, auch das gefährlichste Land für geborene Frauen ist?

Die Geringschätzung der Frau beginnt auch hierzulande in dem Moment, in dem man leugnet, dass Frauen über andere Möglichkeiten, Fähigkeiten und Begabungen verfügen als Männer. Sie beginnt, wenn ihre Fähigkeit, Leben weiterzugeben, als Bedrohung wahrge-

nommen wird, die es mittels gesundheitsschädigender Hormongaben oder todbringender Abtreibungen zu „therapieren“ gilt.

Wer ein Zeichen gegen die Diskriminierung von Frauen setzen möchte, sollte sie als das wertschätzen, was sie sind und können. Für das Leben einzutreten, heißt auch, Frauen zu ermutigen, ihre lebensschenkende Gabe zu nutzen. Die wahre Diskriminierung von Frauen geschieht in dem Moment, in dem jenen, die Mütter sind, die Anerkennung für ihre Leistungen verweigert wird. Und sie wird zu einer ernststen Gefahr, wenn Menschen glauben, diese Fähigkeit in Form von sogenannten „Leihmutterchaften“ wie eine Dienstleistung kaufen zu können.

Leserbriefe

Seit Beginn der russischen Offensive in der Ukraine erreichen uns Leserbriefe, die sich mit dem Krieg und dem Leid der Zivilbevölkerung befassen. An dieser Stelle veröffentlichen wir eine Auswahl daraus.

Ist es wirklich die einzige Möglichkeit, auf den Angriffskrieg Wladimir Putins mit militärischer Gegenwehr zu reagieren? Führt das nicht nur zu unermesslichem Leid für die Bevölkerung? Wäre es nicht besser, wenn der ukrainische Präsident die militärische Kapitulation anbieten würde?

Der Krieg wird immer heftiger werden und der Schwächere wird schließlich doch unterliegen und es wird zu Verhandlungen kommen. Diese Verhandlungen werden aufgrund der Solidarität und der Sanktionsmaßnahmen des Westens, die natürlich aufrecht erhalten werden müssen, kommen, aber nicht aufgrund der Gegenwehr der Ukrainer.

Bei einer Kapitulation könnte das Leben vieler Soldaten und der Zivilbevölkerung gerettet werden. Die Menschen müssten nicht flüchten, und man würde so dem höchsten Wert, den es gibt, nämlich dem Menschenleben, am meisten gerecht. Ja, man könnte verhindern, dass ganze Teile des Landes in Schutt und Asche gebombt werden. Als gläubige Menschen dürfen wir außerdem nicht die Maßnahmen unterschätzen, die der Papst empfohlen hat: Gebet und Fasten.

Peter Wellkamp, 86420 Diedorf

Das „christliche Abendland“ ist gespaltener denn je! Der Patriarch von Moskau bejaht Putins Krieg, indem er ihn als Kampf gegen den gottlosen Westen sieht, der die heilige orthodoxe Religion bedroht durch den liberalen und antiautoritären Geist der Freiheit, der alle moralischen Prinzipien gefährdet und zerstört.

Dieser „westliche“ Geist ist erkennbar an Homosexualität, Abtreibung, Ehescheidung, Genderbewegung und ähnlichem. All diese Verderbnisse ab-

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Den Wahnsinn sofort beenden



▲ In vielen Ländern Europas (wie hier in Malta) ist die Solidarität mit der angegriffenen Ukraine groß. Zur Frage, wie der Krieg beendet werden könnte, stellen die Autoren der Leserbriefe verschiedene Überlegungen an. Foto: KNA

zuwehren, auch mit militärischer Gewalt, gesteht der Moskauer Patriarch der Staatsgewalt zu, also Putin. Wieder einmal sitzen damit Religion und Staatsmacht in einem Boot – und die braven, blinden, autoritätsliebenden „kleinen Leute“ fallen darauf herein!

Ganz anders sieht die polnische Bischofskonferenz den Krieg. Sie schreibt schon am 2. März an Kyrill: „Dem Gebet für den Frieden müssen Taten folgen.“ Mit Kyrill teilt sie die Auffassung, „Feindseligkeiten gegenüber jedweder Nation“ seien unverzeihlich. Sie bittet daher den Patriarchen, er möge die russischen Soldaten aufrufen, „nicht an diesem ungerechten Krieg teilzunehmen“. In dieser Situation sei Befehlsverweigerung „eine moralische Pflicht“. Deutlicher kann man den Gegensatz zwischen beiden kirchlichen Positionen kaum beschreiben!

Wir, der Westen, lassen die überfallene Ukraine ziemlich allein, auch wenn wir zögerlich Waffen liefern. Man könnte wahnsinnig werden ob dieser „unterlassenen Hilfeleistung“. Nach meiner Überzeugung sollten sich der Papst oder der Dalai Lama nach Moskau aufmachen und von Putin den Stopp dieses Wahnsinnskriegs verlangen! Und sie sollten erst abreisen, wenn sie Erfolg hatten! Kaum ein Mensch dürfte in diesem Krieg ungefährdeter sein als diese beiden.

Karlheinz Fritz,
65520 Bad Camberg

„Frieden schaffen ohne Waffen“ – ein schöner Traum. Und was für ein böses Erwachen, wie der Überfall Russlands auf die Ukraine zeigt. Vor mehr als 200 Jahren schrieb George Washington, der erste US-Präsident: „Wer auf den Krieg vorbereitet ist, kann den Frieden am ehesten bewahren.“ Wohl wahr.

Dr. Karl Hahn,
36469 Bad Salzungen

Stopp dem Ukraine-Krieg und anderen Kriegen! So etwas Wahnsinniges muss sofort beendet werden. Es gibt keine Gewinner, nur Verlierer. Warum lernt denn niemand aus diesen Fehlern? Vor allem die Ärmsten der Armen sind die Leidtragenden. Nur die Vernunft, das Gute und der Glaube an den lieben Gott siegen.

Brigitte Darmstadt,
87600 Kaufbeuren

Wegschauen ist nicht mehr möglich, es macht alle mitschuldig, die es nicht wahrhaben wollten, was Putin vorhatte. Alle Bemühungen des Westens haben Putins Kriege nicht verhindert. Es gab genügend Befürchtungen und Warnungen. Aus meiner Sicht war der größte aller Fehler, dass ausgerechnet eine deutsche Bundesregierung den Wunsch der Ukraine, in die Nato aufgenommen zu werden, abgelehnt hat.

Wieso hat die Bundesregierung so wenig unternommen, den Ländern des Ostblocks Sicherheiten zu geben? Wieso dachte man nach dem russischen Eingreifen im syrischen Bürgerkrieg immer noch, man müsse mit Putin reden, obwohl Hunderte Menschen getötet wurden? Was ist das für eine Nato, die nichts in der Hand hat, wie wir seit acht Jahren in der Ukraine feststellen? Das Eingeständnis, dass diese Ostpolitik gescheitert ist, darf und muss man schreiben dürfen.

Und wir Christen – was tun wir? In vielen Gemeinden wird das Friedensgebet praktiziert, die Friedensandacht. Dieses Gebet hat schon einmal Außergewöhnliches erreicht: Die wenigen Christen in der DDR fingen mit Montagsgebeten an. Die Kirchen wurde Orte, wo die Menschen sich trafen, um für Freiheit und Gerechtigkeit zu kämpfen.

Pfarrer Wolfgang Zopora,
95680 Bad Alexandersbad

Man fällt derzeit aus der Reihe, wenn man nicht ähnlich denkt wie die ukrainische Staatsmacht. Ist es wirklich weiterführend, wenn man nach dem Steinzeitprinzip „wie du mir, so ich dir“ handelt? Ist nicht ein gewaltloser Mauerfall dadurch möglich geworden, dass engagierte Christen Soldaten waffenlos gegenübertraten und Michail Gorbatschow den Kalten Krieg beenden konnte?

Im Bundestag warb Wladimir Putin einst für ein gemeinsames europäisches Haus. Das passte Amerika nicht. Welch eine Chance wurde damals vertan! Dass Putin bei der Ausdehnung der Nato verbittert war, wurde kaum ernst genommen. Diese Selbstherrlichkeit der westlichen Welt hat sicher dazu beigetragen, dass ein so schrecklicher Krieg heranwachsen konnte. Statt einer Neutralität für die Ukraine wurde mit der Möglichkeit eines Nato- wie EU-Beitritts gezündelt.

Es ist zu wünschen, dass in der äußerst misslichen Lage Leute aufstehen, die im Sinne Jesu Gewaltspiralen durchbrechen und Putin nicht weiter verteufeln. Für ihn zu beten und ihn damit aus bösen Spiralen zu befreien, dürfte im Sinne des Erlösers sein. Ein militärisches Denken wird nicht Frieden und Fortschritt bringen, sehr wohl aber irrsinnige Kosten für Rüstung und eine Menge Tote.

Simon Kirschner,
85080 Gaimersheim

Frohe Botschaft

Zweiter Sonntag der Osterzeit – Sonntag der göttlichen Barmherzigkeit – Weißer Sonntag

Lesejahr C

Erste Lesung

Apg 5,12–16

Durch die Hände der Apostel geschahen viele Zeichen und Wunder im Volk. Alle kamen einmütig in der Halle Salomos zusammen. Von den Übrigen wagte niemand, sich ihnen anzuschließen; aber das Volk schätzte sie hoch.

Immer mehr wurden im Glauben zum Herrn geführt, Scharen von Männern und Frauen. Selbst die Kranken trug man auf die Straßen hinaus und legte sie auf Betten und Liegen, damit, wenn Petrus vorüberkam, wenigstens sein Schatten auf einen von ihnen fiel. Auch aus den Städten rings um Jerusalem strömten die Leute zusammen und brachten Kranke und von unreinen Geistern Geplagte mit. Und alle wurden geheilt.

Zweite Lesung

Offb 1,9–11a.12–13.17–19

Ich, Johannes, euer Bruder und Gefährte in der Bedrängnis, in der Königsherrschaft und im standhaften Ausharren in Jesus, war auf

der Insel, die Patmos heißt, um des Wortes Gottes willen und des Zeugnisses für Jesus.

Am Tag des Herrn wurde ich vom Geist ergriffen und hörte hinter mir eine Stimme, laut wie eine Posaune. Sie sprach: Schreib das, was du siehst, in ein Buch und schick es an die sieben Gemeinden nach Kleinasien.

Da wandte ich mich um, weil ich die Stimme erblicken wollte, die zu mir sprach. Als ich mich umwandte, sah ich sieben goldene Leuchter und mitten unter den Leuchtern einen gleich einem Menschensohn; er war bekleidet mit einem Gewand bis auf die Füße und um die Brust trug er einen Gürtel aus Gold.

Als ich ihn sah, fiel ich wie tot vor seinen Füßen nieder. Er aber legte seine rechte Hand auf mich und sagte: Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, doch siehe, ich lebe in alle Ewigkeit und ich habe die Schlüssel zum Tod und zur Unterwelt. Schreib auf, was du gesehen hast: was ist und was danach geschehen wird.

Evangelium

Joh 20,19–31

Am Abend dieses ersten Tages der Woche, als die Jünger aus Furcht vor den Juden bei verschlossenen Türen beisammen waren, kam Jesus, trat in ihre Mitte und sagte zu ihnen: Friede sei mit euch! Nach diesen Worten zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite. Da freuten sich die Jünger, als sie den Herrn sahen.

Jesus sagte noch einmal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Nachdem er das gesagt hatte, hauchte er sie an und sagte zu ihnen: Empfangt den Heiligen Geist! Denen ihr die Sünden erlasst, denen sind sie erlassen; denen ihr sie behaltet, sind sie behalten.

Thomas, der Didymus genannt wurde, einer der Zwölf, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Die anderen Jünger sagten zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen.

Er entgegnete ihnen: Wenn ich nicht das Mal der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in das Mal der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht.

Acht Tage darauf waren seine Jünger wieder drinnen versammelt und Thomas war dabei.

Da kam Jesus bei verschlossenen Türen, trat in ihre Mitte und sagte: Friede sei mit euch!

Dann sagte er zu Thomas: Streck deinen Finger hierher aus und sieh meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!

Thomas antwortete und sagte zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sagte zu ihm: Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Noch viele andere Zeichen hat Jesus vor den Augen seiner Jünger getan, die in diesem Buch nicht aufgeschrieben sind. Diese aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben Leben habt in seinem Namen.

►
Der heilige Petrus heilt die Kranken mit seinem Schatten, Zeichnung von Jean Jouvenet, um 1675.

Foto: Städel Museum, Frankfurt am Main

Gedanken zum Sonntag

Sich Zeit für die Auferstehung nehmen

Zum Evangelium – von Pfarrer Harald Heinrich



Die Apostel brauchen Zeit, um es zu fassen, um im wahrsten Sinne des Wortes begreifen zu können, was uns 2000 Jahre später so selbstverständlich vertraut ist: Christus ist erstanden! Er ist wahrhaft auferstanden! Er ist nicht tot. Die Spur seines Lebens verläuft nicht im Sand. Der Klang seiner Worte ist nicht verhallt.

Aber ist uns allen der Osterglaube wirklich noch so selbstverständlich? Ist er tatsächlich das innerste Geheimnis, aus dem wir als Gemeinschaft der Kirche leben und handeln? So viele Themen scheinen uns derzeit fast über Gebühr zu beschäf-

tigen. Aber Jesus kommt in alledem oft wenig vor.

Die Kirche wird vor allem als Organisation wahrgenommen, in der man möglichst mit der Lupe nach systemischen Mängeln sucht – und die wird man natürlich finden, das ist keine Frage! Weil die Kirche aus Menschen besteht – und der Mensch die Fehler im System verursacht. Natürlich hat man die richtigen Rezepte – auf Kirchendeutsch: Reformen – längst schon in der Schublade. Deren Erfolg ist garantiert, weil man darüber abgestimmt hat.

In diese Situation hinein feiern wir Ostern – acht Tage lang. Da geht es nicht um irgendetwas, sondern um Leben und Tod. Ostern ist keine Theorie über das Ende unseres Lebens, damit wir mal leichter da-

raus scheiden. Die Osterbotschaft weist in die Zukunft. Und nur, wenn wir dieser Zukunft trauen, die einen Namen hat und ein Gesicht, dann haben wir als Kirche eine Chance. Diese Zukunft müssen wir Gott sei Dank nicht machen, denn sie hat bereits begonnen. Mitten in unserem Leben – mitten im Leben der Kirche.

Die brennende Osterkerze, die wir vor einer Woche in die dunkle Kirche hineingetragen haben, spricht von dieser Zukunft. Das Ende des Todes ist eingeläutet. Deshalb ist es auch so ein wunderbarer Moment, wenn in der Osternacht beim Gloria laut und vernehmlich die Glocken läuten und diese Botschaft in die Nacht, in den frühen Morgen hinausposaunen! Das Lied des neuen Lebens ertönt hier: „Nun

singt dem Herrn das neue Lied ... Es freu sich, was sich freuen kann, denn Wunder hat der Herr getan“ (Gotteslob 329).

Die Auferstehung selbst geschieht ganz im Verborgenen, ohne Publikum. „Als der Morgen dämmert, ist das Grab leer, der Stein weggewälzt – und nicht einmal die besten Freunde haben etwas davon mitbekommen. Nichts von Grandiosität, Siegesfeiern, Triumph, strahlendem Sieger, Beifall klatschenden Zuschauern ...“ (Andrea Schwarz, Eigentlich ist Ostern ganz anders).

Auferstehung zu begreifen braucht Zeit. Thomas hat sich diese Zeit genommen. Aber dann hat er begriffen und uns ein österliches Glaubensbekenntnis geschenkt: „Mein Herr und mein Gott!“ Damit ist über Ostern alles gesagt.



Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 2. Woche, zweite Osterwoche

Sonntag – 24. April

Zweiter Sonntag der Osterzeit

Sonntag der göttlichen Barmherzigkeit – Weißer Sonntag

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Oster-Prf I, in den Hg I-III eig. Einschübe, feierlicher Schlusssegen und Entlassungsruf (weiß); 1. Les: Apg 5,12-16, APs: Ps 118,2 u. 4.22-23.24 u. 26-27a, 2. Les: Offb 1,9-11a.12-13.17-19, Ev: Joh 20,19-31

Montag – 25. April

Hl. Markus, Evangelist

Messe vom Fest, Gl, Prf Ap II, feierlicher Schlusssegen (rot); Les: 1 Petr 5,5b-14, APs: Ps 89,2-3.6-7.16-17, Ev: Mk 16,15-20

Der Wettersegen kann vom heutigen Tag an bis zum Fest Kreuzerhöhung (14. September) erteilt werden.

Dienstag – 26. April

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 4,32-37, Ev: Joh 3,7-15

Mittwoch – 27. April

Hl. Petrus Kanisius, Ordenspriester, Kirchenlehrer

Messe vom hl. Petrus Kanisius

(weiß); Les: Apg 5,17-26, Ev: Joh 3,16-21 oder aus den AuswL

Donnerstag – 28. April

Hl. Peter Chanel, Priester, erster Märtyrer in Ozeanien

Hl. Ludwig Maria Grignion de Montfort, Priester

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 5,27-33, Ev: Joh 3,31-36; Messe vom hl. Peter Chanel (rot)/vom hl. Ludwig (weiß); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Freitag – 29. April

Hl. Katharina von Siena, Ordensfrau, Kirchenlehrerin, Patronin Europas

Messe vom Fest, Gl, Prf Hl, feierlicher Schlusssegen (weiß); Les: 1 Joh 1,5-2,2, APs: Ps 103,1-2.3-4.8-9.13-14.17-18a, Ev: Mt 11,25-30

Samstag – 30. April

Hl. Pius V., Papst

M. vom Tag (weiß); Les: Apg 6,1-7, Ev: Joh 6,16-21; M. vom hl. Pius (weiß); Les u. Ev v. Tag o. a. d. AuswL

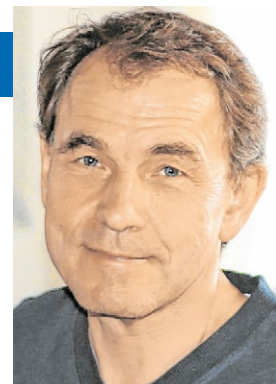
Gebet der Woche

Mutter Maria, wenn ich dich anschau, daheim oder in einer Kapelle, bist du Ruhepol und Kraftquelle zugleich. Du verstehst mich und was ich meine – wie viele andere, die dir vertrauen und dich um einen guten Rat bitten. All meine Sorgen an Leib und Seele trag ich vor dich hin. Ich bin dir tief verbunden, denn du bist die Mutter des Herrn und ich bin dein geweihtes Kind. Du schaust auf mich und auf jeden Schritt, den ich mache.

Gebet unserer Leserin Andrea Moret, Augsburg, zum Tag Mariens als Mutter vom Guten Rat am 26. April

Glaube im Alltag

von Max Kronawitter



Als Kind wurde mir erzählt, dass der Sonntag nach Ostern Weißer Sonntag heißt, weil es der Termin für die Erstkommunion ist. Da auch ich an diesem Tag erstmals vor den Altar treten durfte, ist mir das Bild der vielen weiß gekleideten Klassenkameradinnen noch lebhaft in Erinnerung. Wie Bräute oder kleine Prinzessinnen reihten sie sich vor den Priester auf, um erstmals eine Hostie zu empfangen. Im Gegensatz dazu sahen wir Jungs in unseren dunklen Anzügen recht schmucklos aus.

Erst viel später habe ich erfahren, dass der Weiße Sonntag seinen Namen eigentlich der lateinischen Bezeichnung „dominica in albis“ verdankt, da an diesem Tag die Täuflinge der Osternacht ihre weißen Gewänder wieder ablegten. Durch das Tragen ihrer Alben hatten sie eine Woche lang zum Ausdruck gebracht, dass sie mit der Taufe ein neues Leben begonnen hatten.

Nicht nur im religiösen Bereich steht die Farbe Weiß für Reinheit und Unschuld. Vor ziemlich genau 77 Jahren schwenkten in vielen Dörfern und Städten Menschen weiße Fahnen, um den herannahenden Amerikanern zu signalisieren, dass keine Bedrohung von ihnen ausgeht. Weiß signalisiert Frieden. In der weißen Friedenstaube hat er ein starkes Symbol gefunden.

Farben haben eine tiefe Ausdruckskraft. Das Wissen darum gehört in der Werbung zum elementaren Handwerkszeug: Kalte Farben wie beispielsweise Blau

wirken beruhigend, wogegen warme Farben wie Rot, Gelb und Orange anregen. Die rote Ampel signalisiert „Achtung!“, die grüne: „Alles ist gut.“

Auch der Evangelist Matthäus nutzt die Symbolkraft von Farben, wenn er in seiner Schilderung des Ostergeschehens den Engel beschreibt, der den Frauen am Grab die Auferstehungsbotschaft überbringt: Seine Gestalt leuchtete wie ein Blitz und sein Gewand war weiß wie Schnee. Das Weiß des Engels bringt neben Reinheit noch einen weiteren Aspekt zum Ausdruck: Weiß als gleißendes, blendendes Licht steht für eine Dimension, die unser Begreifen übersteigt. So wie es nicht möglich ist, direkt in die Sonne zu blicken, so entzieht sich auch die durch den Engel scheinende göttliche Wirklichkeit dem Fassungsvermögen unserer Sinne.

Weiß ist damit eine wahrlich österliche Farbe. Neben dem Hinweis auf den überwundenen Tod deutet es auf ein Leben ganz anderer Art, das die Farbgebung unserer Körperlichkeit hinter sich lässt. Wer wie der Auferstandene in diese Seinsweise eingeht, lässt die Gesetzmäßigkeiten dieser Welt mit ihrem Werden und Vergehen hinter sich.

Das Bild strahlenden Lichts umschreibt, was irgendwann auch auf uns wartet: ein nie endendes Weiß, das keine Grautöne und Schattierungen mehr kennt.

WORTE DER HEILIGEN:
PHŒBADIUS VON AGEN

Die Wahrheit bestraft die Lüge



Heiliger der Woche

Phœbadius von Agen

geboren: in Aquitanien
gestorben: um 392
Gedenktag: 25. April

Phœbadius war zwischen 356/357 bis nach 392 Bischof von Agen in Südfrankreich. 357 veröffentlichte er sein „Buch gegen die Arianer“. Anlass war der Beschluss der Synode von Sirmium, die von Kaiser Konstantin II. einberufen worden war und wo auf dessen Druck ein pro-arianisches Glaubensbekenntnis vorgelegt wurde. Phœbadius vertrat konsequent die Position des Konzils von Nizäa (325), das die Irrlehre der Arianer, Christus sei letztlich ein Geschöpf, verurteilt hatte. *red*

Bischof Phœbadius hat eine Schrift gegen die Arianer verfasst.

Das Buch beginnt folgendermaßen: „Über die Schriften, die vor kurzem zu uns gelangt sind, würde ich kein Wort verlieren, liebste Brüder, wenn ich nicht jenen Frevel teuflischer Spitzfindigkeit sähe, der sich aller Menschen Sinne bemächtigt hat und der Häresie als rechten Glauben ausgibt beziehungsweise rechten Glauben als Häresie verdammt. Denn einem reinen Gewissen würde es wohl ausreichen, an dem festzuhalten, was es glaubt, aus der Überlegung heraus, dass es besser sein werde, das Eigene zu bewahren, als Fernliegendes und Fremdartiges zu erörtern. Aber da wir nun, wie gesagt, entweder die Häresie annehmen müssen, damit wir Katholiken genannt werden, oder aber nicht wahrhaft Katholiken sein werden, wenn wir die Häresie nicht zurückweisen, haben wir uns zu dieser Niederschrift eines Traktats gezwungenermaßen herbeigelassen. In ihm kommt es uns zu, das teuflische Virus, das unter scheinbar maßvoller religiöser Verehrung versteckt ist, ans helle Licht zu bringen, damit

das Böse, das unter dem Schein schlichter Worte verborgen ist, enttarnt werde und die eingeschlossene Wahrheit durch die Aufdeckung der Lüge wieder Atem schöpfe. Denn die fremden Glaubenssätze müssen zerstört werden, damit den unsrigen geglaubt wird. Den unsrigen aber kann man – wie ich sehe – nur glauben, wenn diese zerstört sind, so dass uns allein geglaubt werden muss.

Ich könnte also zuerst die Häresie als mit teuflischem Frevel geblendete ins öffentliche Bewusstsein bringen. In jedem Falle aber werde ich, während meine Ausführungen von ihr handeln, mich selbst als Katholik erweisen, indem ich ein Pfand meines Glaubens gebe; als einer, der, wie ich hoffe, bewährt ist zuerst vor Gott und dann vor dem eigenen Gewissen, werde ich mich auch zu bewähren haben vor denen, die weder Angst noch weltliches Karrierestreben überwinden konnten.“

Phœbadius setzt sich argumentativ mit den Arianern auseinander: „Wenn der Sohn weder einen Anfang hat (als Wesen, das immer war und ist im Vater, der keinen Anfang hat) noch sichtbar ist (als Wesen, das unsichtbar im Her-

zen des Vaters ruht), dann muss er betrachtet werden als Wesen, das weder ‚sterblich‘ ist noch ‚leidensfähig‘; er ist immer noch Gott und hat Anteil an diesem Teil seines Wesens.

Denn wir wissen, dass der Geist Gottes nichts erleiden konnte, wenigstens in seinem eigenen Namen, da Gott leidensunfähig ist und Gott ist Geist. Wir wissen, dass Christi ganze Passion ein Leiden seines Fleisches und seiner Seele war, das heißt, er litt als Mensch. Doch obwohl er in seiner Menschheit litt, war er nichtsdestoweniger auch der Sohn Gottes, verbunden mit dem Vater durch die Natur, von welcher er gekommen ist. Während er als Mensch auf Erden diente, behielt er doch das Band der Einheit bei; er war vom Himmel nicht abwesend. Aus diesem Grund wird er ‚Mittler‘ genannt, als Inhaber beider Naturen. Da es für den Geist Gottes unmöglich ist zu leiden, konnte er doch in seiner menschlichen Natur leiden, mit dem Ergebnis, dass er die Fähigkeit zu leiden besaß.“

Zusammengestellt von
Abt em. Emmeram Kränkl;
Fotos: gem, oh

Phœbadius finde ich gut ...



„... weil er maßgeblich daran beteiligt war, die christliche Trinitätslehre im lateinischsprachigen Raum erstmals gründlich zu durchdenken und zu formulieren. Damit hat er den Grundstein für ein Verständnis des Nizänischen Glaubensbekenntnisses gelegt, das die Kirchen des Abendlandes bis heute prägt. An Phœbadius imponiert mir, dass er sich dafür um größtmöglichen theologischen Konsens bemüht, aber sich – wenn nötig – auch vor Konflikten nicht gescheut hat.“

Jörg Ulrich, Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Zitate

von Phœbadius

Phœbadius übt Kritik an den Bischöfen:

„Was habt ihr getan, o Männer seligen Angedenkens, die ihr euch aus allen Teilen der Welt in Nizäa versammelt und die heiligen Schriften durchforscht habt und dann in umsichtiger Formulierung eine vollkommene Richtschnur des katholischen Glaubens festgelegt habt, wobei ihr den Rechtgläubigen die Hand gemeinsamen Glaubens reichtet und den Irrenden gar eine Idealgestalt dessen vorlegtet, was man glauben muss? Seht eure Arbeit, seht eure redliche Sorge, mit der ihr, soweit es damals bei euch lag, den Samen des sich erhebenden Bösen mit Hilfe eines katholischen Bekenntnisses abgetötet habt, wohin ist sie gesunken!“

„Man hebt auf, was ihr beim Konzil von Nizäa gutgeheißen habt, und was ihr verdammt habt, führt man ein, weil man die Lüge nur dadurch aufrichten konnte, dass man die Wahrheit zerstörte. Die Wahrheit kann jedoch nicht zerstört werden, und sie wird allezeit unverfälscht bleiben, wie sie ist. Aber noch jedesmal hat sie wie eine geschändete Frau diejenigen, die ihre frevlerischen Hände an sie gelegt haben, bestraft.“

BOKO HARAM UND „ISLAMISCHER STAAT“

Blutige Überfälle in der Nacht

Terror und Tod kehren nach Nigeria zurück – Vermehrt auch Angriffe in Kamerun

ABUDJA – Mehr als 100 Tote und mindestens 70 Entführte – das ist die Schreckensbilanz eines nächtlichen Überfalls auf mehrere Dörfer im nigerianischen Bundesstaat Plateau in der Karwoche. Am Osterwochenende starben mindestens 70 Menschen bei Luftschlägen gegen Islamisten im Grenzgebiet zwischen Nigeria und Niger.

Zunächst war unklar, ob es sich bei dem Angriff im zentralen Landesteil Plateau um Terrorismus oder um die Tat einer kriminellen Bande handelte – etwa, um mit Geiseln Lösegeld zu erpressen. Nach lokalen Medienberichten kamen die Täter auf Motorrädern und schossen mit automatischen Waffen wahllos um sich. Als sie sich zurückzogen, sollen sie mehrere Dutzend Dorfbewohner verschleppt haben.

Zuletzt war die terroristische Gewalt in Nigeria nach Ansicht von Beobachtern zurückgegangen. Im Norden des Landes schritt die Entwaffnung ehemaliger Mitglieder der Terrorsekte Boko Haram (etwa: Westliche Bildung ist Sünde) voran. Auch der Westafrika-Ableger des „Islamischen Staats“ (IS) geriet in die Defensive. Die jüngsten Luftangriffe nahe des Tschadsees sollen IS-Verstecken gegolten haben.

Terror-Radius ausgedehnt

Zugleich meldeten aber Projektpartner des katholischen Hilfswerks „Kirche in Not“ vermehrt Terrorangriffe aus dem benachbarten Kamerun. Die islamistischen Milizen hätten ihren Aktionsradius auf die Gegend um den Tschadsee und das Mandara-Gebirge ausgedehnt, hört man. Der Tschadsee liegt zwischen Tschad, Kamerun, Nigeria und Niger, das Mandara-Gebirge zwischen Nigeria und Kamerun.

Der Norden Kameruns war auch schon in früheren Jahren von terroristischen Attacken der Islamisten betroffen. Diese hätten jüngst wieder merklich zugenommen, hieß es. In der Region halten sich zahlreiche Flüchtlinge aus Nigeria auf, die in der Vergangenheit ausgerechnet vor Überfällen durch Boko Haram dort hin geflohen sind.

Ein Gemeindeseelsorger, der aus Sicherheitsgründen anonym bleiben will, berichtet „Kirche in Not“ von regelmäßigen Überfällen und Anschlägen der Terrorgruppen auf

Diese nigerianischen Kinder sind vor dem Terror von Boko Haram in den Norden Kameruns geflohen.



Dörfer am Mount Oupay. Der Berg liegt etwa 20 Kilometer nordwestlich von Mokolo, der Hauptstadt des Bezirks Mayo-Tsanaga im äußersten Norden Kameruns.

„Wir haben einen weiteren ‚Besuch‘ von Boko Haram erhalten“, schreibt der Priester in einer Nachricht an „Kirche in Not“. „Die Milizen haben zwei Menschen getötet, brannten die Häuser nieder und raubten Kleidung und Vieh. Wir



▲ Nigerias Präsident Muhammadu Buhari. Seine Regierung verkündete, Boko Haram entwaffnen zu wollen.

dachten, sie würden uns nicht erreichen, weil unser Dorf auf dem Berg liegt, aber leider haben wir uns geirrt.“

Der Gemeindepfarrer beschreibt auch die veränderte Vorgehensweise der islamistischen Terroristen: „Früher sind sie unter lautem Kriegsgeschrei in die Dörfer eingefallen. In jüngster Zeit kommen sie unauffällig in der Nacht, um die Menschen im Schlaf zu überraschen. Sie töten Familienväter und junge Männer, dann plündern sie den Besitz und zerstören alles, was sie nicht mitnehmen können.“

Menschenleere Dörfer

Seit Mitte Februar seien bereits fünf Orte in seiner Pfarrei überfallen worden. Die betroffenen Dörfer seien jetzt „nahezu menschenleer“, beklagte der Priester. Wer bleibt, sei gezwungen, im Freien und in der Kälte unter armseligen Bedingungen zu leben. „Die Situation ist wirklich besorgniserregend“, schreibt der Priester an „Kirche in Not“ und bittet: „Wir zählen auf Ihre Gebete.“

Ende des vergangenen Jahres kündigte die nigerianische Regierung die Entwaffnung von Mitgliedern der Terrororganisation Boko Haram an. Berichten zufolge legen aktuell



▲ Ein Terroranschlag ließ diese Kirche in der Diözese Maroua-Mokolo im Norden Kameruns 2020 als Ruine zurück.

Tausende von Aufständischen im Nordosten Nigerias ihre Waffen nieder. Allein in der vorletzten Märzwoche sollen sich laut einem nigerianischen General 7000 Mitglieder von Boko Haram und „Islamischem Staat“ ergeben haben.

Ein Ende der Gewalt bedeutet das allerdings noch lange nicht. Das zeigen nicht nur die Berichte der Projektpartner von „Kirche in Not“. Das zeigt auch das Massaker kurz vor Ostern. *Kirche in Not/red*

20 JAHRE NACH DER BLUTTAT

Offene Wunden und viele Fragen

Beim Amoklauf am Erfurter Gutenberg-Gymnasium starben 17 Menschen

ERFURT – 17 Menschen starben vor 20 Jahren bei einem Amoklauf am Gutenberg-Gymnasium in Erfurt. Zwei Jahrzehnte danach sind die seelischen Wunden bei vielen Betroffenen, die das Blutbad er- und überlebt haben, noch nicht verheilt. Auch Katholiken waren und sind in die Aufarbeitung eingebunden. Ein Besuch vor Ort.

„Andere waren im Krieg und haben ihn überlebt. Bei mir kam er an die Bürotür, und ich habe ihn auch überlebt.“ Nüchtern fasst Schulleiterin Christiane Alt zusammen, was sich am Vormittag des 26. April 2002 im Gutenberg-Gymnasium in Erfurt binnen weniger Minuten abspielte. Als der kurz zuvor von der Schule verwiesene Elftklässler Robert Steinhäuser im Gebäude und auf dem Gelände 16 Menschen erschoss und sich anschließend selbst eine Kugel in den Kopf jagte.

Nach dem Massaker glich die altehrwürdige Lehranstalt im Westen der thüringischen Landeshauptstadt einem Schlachthaus. Ein Lehrer erlag im Treppenhaus erst nach längerem Todeskampf seinen Verletzungen – weil sich die Polizei nicht hatte durchringen können, das Gebäude zu stürmen. Schulleiterin Alt entkam nur durch Zufall ihrer eigenen Hinrichtung.

Durch Türen geschossen

Zwei ihrer Kolleginnen ließen von jetzt auf gleich ihr Leben, bevor der Mörder durch das Gebäude schlich und seinen blutigen Rachezug vorantrieb. Durch Türen und Seitenfenster schoss er, streckte zwei Achtklässler nieder und tötete einen Polizeibeamten mit gezieltem Kopfschuss aus der dritten Etage des Schulgebäudes.

Zu harschen Diskussionen kam es, als die Schriftstellerin Ines Geipel, einst DDR-Leistungssportlerin und heute Germanistikprofessorin in Berlin, zwei Jahre nach der Tat aus Ermittlungsakten für eine „literarische Fiktion“ zitierte und bei einer Lesung in der Erfurter Kaufmannskirche auf deutliche Kritik stieß. Es sei ein „unnötiges Buch“ gewesen, kommentierte Schulleiterin Alt, die von Haus aus selbst Germanistin ist.

In Erfurt, wo Christen schon zu DDR-Zeiten in der Minderheit waren, sind heute die Kirchen wichtiger Anlaufpunkt bei der Aufarbeitung.



▲ *Der Schrecken ist ihm ins Gesicht geschrieben: Dieser Schüler wird von einer Freundin getröstet, nachdem er dem Blutbad im Gutenberg-Gymnasium entkommen ist.* Fotos: Imago/Eckehard Schulz (2)



▲ *Die Polizei hat im Panzerwagen vor dem Schulgebäude Stellung bezogen.*

Warum tötete ein leistungsschwacher Pennäler, Mitglied im örtlichen Schützenverein, Menschen, als wären sie Figuren aus dem Videospiel „Counterstrike“, das er angeblich so gern spielte? Und warum blieben Warnsignale im Vorfeld der Tat unerkannt, obgleich Steinhäuser als labil galt und Lehrkräfte für sein schulisches Versagen verantwortlich machte?

Ob katholisch oder evangelisch – selbst Geistliche fühlen sich bis

heute mitunter überfordert, wenn sie mit dem durch Steinhäuser verursachten Leid konfrontiert werden. „Gotteshäuser sind offene Räume, in die sich Betroffene ohne Voranmeldung zurückziehen können, um ihrer Trauer Ausdruck zu verleihen“, sagt der katholische Theologe Matthias Wanitschke. Bis heute ist der gebürtige Erfurter entsetzt über das Geschehen im April 2002.

Im Hauptberuf kümmert sich Wanitschke um Opfer des SED-Re-

gimes. Er weiß also, was es heißt, wenn Menschen anderen ausgeliefert sind und sich hilflos fühlen. „Steinhäusers Mutter war Krankenschwester, der Vater im Außendienst – eine ganz normale Familie also“, stellt der Familienvater und frühere Priesteramtsanwärter fest.

Eine Kerze für den Täter

Ebenso hilflos fühlte sich seinerzeit Ordinariatsrat Winfried Weinrich. Vor 20 Jahren war er als Leiter des katholischen Büros in Erfurt für die Kontakte zwischen Kirche und Landesregierung zuständig. Heute ist er bei den Maltesern tätig. Bei der Vorbereitung der Gedenkfeier für die Opfer des Amoklaufs drang Weinrich darauf, auch eine Kerze für den Täter aufzustellen. Vielerorts stieß er damit auf Unverständnis.

Ein gefälschtes Arztattest hatte die Schullaufbahn von Robert Steinhäuser beendet. Seinen Eltern gaukelte der zum Tatzeitpunkt 19-Jährige ein halbes Jahr lang vor, weiter Schüler des Gutenberg-Gymnasiums zu sein. Statt vormittags Mathematik, Biologie oder Geschichte zu pauken, trieb sich der Geschaste aber in Spielhallen herum, hing in der Innenstadt ab und übte das Schießen auf Tontauben und Pappkameraden. Ein „brillanter Schütze“ sei er gewesen, berichteten später Kollegen aus dem Schützenverein, die sich dem Vorwurf ausgesetzt sahen, ihm einen „Ort für sein mörderisches Tun gegeben“ zu haben.

Ohne Perspektive

Kurz nach seinem Schulrauswurf, wohl voller Wut und Hass auf die Welt und ohne Perspektive, entschloss sich Steinhäuser, an seinen ehemaligen Lehrern ein Exempel zu statuieren. Soll heißen: schwarz bekleidet und schwer bewaffnet auf ahnungslose Lehrkräfte und Schüler zu feuern, die gerade in ihren Abiturprüfungen saßen oder dort Aufsicht führten.

Der Tat lag womöglich ein schulrechtliches Problem zugrunde: Obwohl Steinhäuser die Schule in der elften Klasse verlassen hatte, verfügte er nach damaliger Gesetzeslage in Thüringen über keine Mittlere Reife, also keinen Schulabschluss. Er konnte daher auch keine Ausbildung beginnen oder etwa an ein berufliches Gymnasium wechseln.



▲ Der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder (Mitte) legt am Gutenberg-Gymnasium Blumen nieder. Im Bild rechts: die Gedenkveranstaltung für die Toten des Amoklaufs in Coronajahr 2021 vor dem Schulgebäude. Fotos: Imago/Steffen Schellhorn, Imago/Jacob Schröter



Heute ist das relativ unbürokratisch möglich. Erst später passte Thüringen die Gesetzeslage anderen Bundesländern an, wo Gymnasiasten mit bestandener zehnter Klasse automatisch einen Abschluss haben.

Einer, der damals vor Ort war und der bis heute als Seelsorger fungiert, ist der Erfurter Priester Wolfgang Schönefeld. Er wollte den Betroffenen zur Seite stehen, obwohl die Tat außerhalb seines Pfarrbezirks geschah, wie der promovierte Theologe betont. „Was aus den überlebenden Schülern geworden“ ist, kann er auf Nachfrage nicht sagen.

Angehörige seiner Gemeinde Sankt Josef im Erfurter

Stadtzentrum berichten indes, dass immer wieder zum Jahrestag der Tat 16 Kerzen aufgestellt wurden, wohl im Gedenken an die Opfer, nicht aber an den Täter des Amoklaufs vom 26. April 2002, der sich auf Dauer in die Chronik der weit ins Mittelalter zurückreichenden Stadtgeschichte eingetrieben haben dürfte. Heute erinnert eine Gedenktafel am Schulportal an die Ereignisse.

Pfarrer Schönefeld hat hautnah miterlebt, wie sehr das Massaker die Stadt in Atem hielt, wie sehr die Ereignisse am Gutenberg-Gymnasium im Unterbewusstsein präsent sind, auch wenn viele der damals involvierten Schüler nach bestandenerm Abitur ihrer Wege gingen.

Allein die Ehemaligenliste im Wikipedia-Eintrag des Gymnasiums belegt das.

„Sittliche Verwahrlosung“

Zum Zeitpunkt des Amoklaufs regierte in Thüringen mit Ministerpräsident Bernhard Vogel ein aus dem Westen stammender CDU-Politiker. Die von dort, aus den „alten Bundesländern“, kommenden Stimmen, Steinhäusers Tat sei auch eine Folge der „moralisch-sittlichen Verwahrlosung“ zu DDR-Zeiten, hat gleichfalls Wunden geschlagen.

Viele Ost- und Mitteldeutsche haben die Anschuldigungen bis heute nicht vergessen. Sie fühlten

sich durch die Geringschätzung ihrer Lebensleistung gedemütigt und missverstanden. „Zwar wurden Gesetze verschärft, doch haben sich die ehrverletzenden Medienstimmen bei vielen verfestigt“, ist der Berliner Historiker Uwe Puschner überzeugt. „Sie erklären in Teilen auch die jüngsten Wahlerfolge der AfD im Osten.“

Die Tat des Robert Steinhäuser – sie glich in ihrer Wucht einem Tsunami, der Schneisen schlug und weit über Erfurt und Thüringen hinaus für hitzige Debatten sorgte. Auch heute noch, 20 Jahre danach.

Benedikt Vallendar



▲ Der Amoklauf von Erfurt löste eine enorme Anteilnahme aus. Am Gedenkgottesdienst auf dem Erfurter Domplatz nahmen Tausende teil.

Foto: Imago/photo2000

WÜRDE STATT VERWERTUNG

Die Arbeit menschlicher machen

Bamberger Theologen-Duo kritisiert kapitalistisches System und Menschenbild

BAMBERG – Das „westliche“ kapitalistische Wirtschaftssystem mit seinen Auswüchsen ist nicht nur von sozialetischer Seite zu kritisieren, sondern auch aus dem Innersten der Theologie. Das meinen die beiden Bamberger Theologen Manfred Böhm und Ottmar Fuchs. Gemeinsam haben sie das Buch „Würde statt Verwertung in der Arbeitswelt“ geschrieben.

Zwei Holzbalken, die sich scheinbar zufällig zu einem Kreuz formen: Das Foto, das sich auf den Leitlinien der katholischen Betriebsseelsorge in Deutschland findet, zielt auch den Titel des Buchs „Würde statt Verwertung in der Arbeitswelt“, das Manfred Böhm und Ottmar Fuchs im Würzburger Echter-Verlag vorgelegt haben.

Das Baustellenfoto zeige wie in einem Brennglas ihr Anliegen, schreiben die Theologen einleitend: „Mitten in den Strukturen der Arbeitswelt, die geprägt ist von Zwängen, von Abhängigkeiten und vom Verwertungsparadigma, genau dort trifft man auf das Unerwartete, auf kleine Zeichen der Proexistenz, auf den überquellenden Mehrwert des Menschlichen.“

Leben als Geschenk

Wie kam es zu dem Buch? Manfred Böhm fiel auf, dass die von Fuchs entwickelte Gnadentheologie, derzufolge das Leben als Geschenk angesehen werden kann, gratis ohne eigenes Zutun gegeben und in wunderbaren Erfahrungen zu entdecken, erstaunlich viel zu tun hat mit der Arbeitswelt und deren Problemen. So taten sich der Leiter der Betriebsseelsorge im Erzbistum Bamberg und sein einstiger Doktorvater, langjähriger Theologieprofessor in Bamberg und Tübingen, für das Buchprojekt zusammen.

Ottmar Fuchs findet es zwar etwas missverständlich, in der oft gnadenlosen Erwerbswelt von Gnade zu sprechen: „Feudale Begriffe sind wenig hilfreich“, sagt er. Es gehe eher um Gerechtigkeit. Doch es sei spannend, „diese Dimension der Gabe auch in der Arbeitswelt zu entdecken“.

Kapitel 1 und 3 im Buch stammen aus der Feder von Fuchs, Böhm steuerte drei Kapitel bei. „Wir haben gegenseitig alles gelesen und uns reingeschrieben“, schildern sie



▲ Ottmar Fuchs (links) und Manfred Böhm machen keinen Hehl aus ihrer antikapitalistischen Grundhaltung. Böhm erinnert an den katholischen Priester Wilhelm Hohoff, der sagte: „Christentum und Kapitalismus sind wie Feuer und Wasser.“ Foto: Buchner

die Entstehung. Ein weiteres Kapitel umfasst „gnadenhafte Erfahrungen“ aus der Betriebsseelsorge, gefolgt von „politischer Gebrauchsliteratur“, beide aus Böhms Feder.

„Die Gnade soll nicht dazu dienen, dich ruhig zu halten“, schildert er die Stoßrichtung. Sie verweise vielmehr auf ein besseres Leben, auf Solidarität und gute menschliche Erfahrungen auch im Betrieb. „Die Gnade Gottes ist nicht gleichgültig gegenüber Niedriglöhnen“, sagt Böhm. Zudem erinnert er an den katholischen Priester Wilhelm Hohoff, der als „roter Pastor“ galt. Auf August Bebels Kirchenkritik antwortete er: „Christentum und Kapitalismus sind wie Feuer und Wasser.“

Kräfte für den Widerstand

Die Arbeitswelt müsse kein gnadenloser Ort sein, äußern die Buchautoren. Es gehe darum, Räume und Kraftfelder zu erschließen, in denen sich „Kräfte für den Widerstand“ ansammeln, fügt Ottmar Fuchs hinzu. Die beiden machen kein Hehl aus ihrer kapitalismuskritischen Grundhaltung: Die Kernerfahrung von Gnade stehe der Verwertungslogik in der Arbeitswelt diametral gegenüber.

Das wiederum, meint Böhm, habe nicht nur eine sozialetische, sondern eine eminent theologische

Bedeutung: „Das Innerste der Theologie widerspricht dem Innersten unseres Wirtschaftssystems.“ Dieses sei ein System, das Opfer produziere. Insofern sei Gnade kein veralteter Begriff, sondern ein hochpolitisches Konzept.

Das Buch richtet sich den Autoren zufolge nicht direkt an die Arbeitnehmer, sondern ist als Anregung und Leitfaden für die Betriebsseelsorge gedacht. „Die Erfahrungen haben sie“, sagt Ottmar Fuchs über die Menschen in Betrieben und Büros. „Die Sprache, die wir führen, haben sie nicht. Das heißt aber nicht, dass ihnen etwas fehlt. Sie haben dafür ihre eigene Sprache, die es zu entdecken gilt.“ Es gehe darum, dem Thema aus theologischer und seelsorgerlicher Perspektive eine „eigene Wucht“ zu geben.

„Viele Erfahrungen haben mit Gnade zu tun“, sagt der emeritierte Wissenschaftler, „mit einem Gott, der nicht selbst zur Leistung moralisiert werden darf.“ Allerdings werde Theologie selbst kapitalistisch, wenn sie in einer Wenn-Dann-Struktur arbeite, wenn Gottes Liebe selbst zum Verwertungsergebnis wird. Etwa: Gott liebt dich nur, wenn du brav bist. Eine „Häresie sondergleichen“ nennt Fuchs das.

„Ein Arbeiten in diese Richtung“ – so würde Manfred Böhm im Sinne der Buchthesen die Tätigkeit der Be-

triebsseelsorger sehen. Immer wieder sei die Kirche auf der Suche nach einem anderen Ort in der Welt – dort, wo man sie nicht erwarte: „Da sind wir schon seit Jahrzehnten“, betont der Theologe.

„Wir sind respektiert“

Als Kirchenvertreter stoße man in den Betrieben durchaus auf Vorbehalte: „Jetzt kommt der wieder, hat er sein Weihwasser dabei? Bist du immer noch bei dem Missbrauchshaufen?“ Das und ähnliches bekommen Böhm und seine Kollegen zu hören. Doch wenn die Arbeitnehmer die Seelsorger dann im Handeln erleben, sei das keine Frage mehr. „Wir sind respektiert“, sagt der Betriebsseelsorger, „respektierter als manche andere in der Kirche.“

In zwei Jahren tritt Manfred Böhm in den Ruhestand. Dann hofft er, Zeit zu finden, ein Lesebuch über Leonhard Ragaz (1868 bis 1945) herauszugeben, den großen reformierten Hoffnungs- und Befreiungstheologen. Ottmar Fuchs wiederum, der gerade auch ein Buch über Annette von Droste-Hülshoff veröffentlicht hat, hat sich bereits die nächste Schriftstellerin vorgenommen: Er schreibt über Christa Wolf. Bernd Buchner

Buchinformation

Manfred Böhm und Ottmar Fuchs
WÜRDE STATT VERWERTUNG
IN DER ARBEITSWELT
ISBN 978-3-429-05741-1
16,90 Euro



OSTERMÄRSCH IN KRIEGSZEITEN

„Fünfte Kolonne Putins“?

Unter Druck: FDP-Politiker kritisiert Friedensbewegung mit harten Worten – Kirchen uneins über richtige Antwort auf russische Ukraine-Invasion

BERLIN – In Kriegszeiten ist wenig so nachvollziehbar und verständlich wie der Wunsch nach Frieden – sollte man meinen. Tatsächlich ist die Friedensbewegung, die diesen Wunsch traditionell auf ihren Ostermärschen artikuliert, enorm unter Druck geraten. Seit dem russischen Angriff auf die Ukraine hat der Pazifismus ausgedient – zumindest nach Ansicht mancher Regierungspolitiker.

Als „fünfte Kolonne Wladimir Putins, politisch und militärisch“ bezeichnet FDP-Politiker Alexander Graf Lambsdorff die Ostermarschierer. Es sind harte Worte, die die Menschen, die trotz oder gerade wegen des Kriegs in der Ukraine am Osterwochenende zu Tausenden auf die Straßen gegangen sind, verletzen. Andere FDP-Politiker äußerten sich ähnlich kritisch.

Am Karfreitag 1960 starteten Atomkriegsgegner zum ersten Ostermarsch in Deutschland. In den Hochzeiten der Friedensbewegung kamen Hunderttausende Teilnehmer. Auch in diesem Jahr waren in Dutzenden Städten Friedensdemonstrationen angemeldet. Angesichts deutscher Waffenlieferungen an die Ukraine und das 100-Milliarden-Paket zur Aufrüstung der Bundeswehr hat die Bewegung neuen Zulauf erhalten.

„Gewaltfrei unterstützen“

„Wenn Ostermarschierer jetzt Abrüstung fordern und in Interviews vorschlagen, die Ukraine gewaltfrei zu unterstützen, spucken sie den Verteidigern Kiews und Charkivs ins Gesicht“, meint dagegen Lambsdorff, Vize-Chef der FDP-Bundestagsfraktion. „Sie traumatisieren die zu uns Geflüchteten ein zweites Mal, denn sie schützen die Mörder und Vergewaltiger von Butsch, Irpin und Mariupol.“

Kann und darf man also in Zeiten des Ukraine-Kriegs auf Ostermärsche gehen? Für Lambsdorff ist die Antwort klar. Aber auch die Kirchen müssen angesichts der Eskalation der Gewalt in der Ukraine erklären, welchen Stellenwert Jesu Bergpredigt und die christliche Friedensbotschaft haben. Der Riss geht dabei durch beide Kirchen.

Der ehemalige evangelische Militärbischof Sigurd Rink erklärt,



▲ Trotz der Angriffe aus der Politik gingen am Osterwochenende wie hier in Berlin deutschlandweit Tausende Menschen für Frieden auf die Straße. Foto: Imago/epd

der Verteidigungskrieg der Ukraine sei „ethisch legitim“. Die Kirchen sollten deshalb Waffenlieferungen befürworten. Es gebe, betonte er, Grenzen des Pazifismus. „Als Christenmensch muss ich nach den Geboten der Bergpredigt die andere Wange hinhalten und Unrecht leiden. Gleichzeitig muss ich die schützen, die mir anvertraut sind.“

Anders sieht dies die frühere evangelische Bischöfin Margot Käßmann. „Der Versuch, mit Russland in Frieden zu leben, war richtig“, sagt die ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland. „Das wird auch nach dem Krieg wieder nötig sein.“ Den Pazifismus zu verdammern, „weil man nicht weiß, wie man den Krieg stoppen soll, das ist falsch“. Einen „sauberen Verteidigungskrieg“ gebe es nicht.

Waffenlieferungen an die Ukraine lehnt Käßmann ab. „Waffen werden nicht die Lösung sein, sondern Friedensverhandlungen.“ Die frühere Bischöfin kritisiert zugleich die Friedensbewegung: Diese hätte nach dem Anschluss der Krim an die Russische Föderation 2014 auf massive Sanktionen drängen sollen. Stattdessen habe man „das Unrecht“ hingenommen.

Auch in der katholischen Kirche zeigen sich verschiedene Perspek-

tiven. Militärbischof Franz-Josef Overbeck begrüßt das 100-Milliarden-Euro-Paket für die Bundeswehr und verteidigt Waffenlieferungen an die Ukraine. Laut christlicher Ethik seien zwar zunächst friedliche Mittel zu ergreifen, es gebe jedoch Grenzen, meint der Essener Bischof.

Verteidigung legitim

Kritischer sieht das der Präsident der katholischen Friedensbewegung Pax Christi, Bischof Peter Kohlgraf. Das Recht auf Selbstverteidigung sei zwar friedensethisch legitim. Zugleich stellt der Mainzer Oberhirte aber die Frage: „Richte ich durch die Art und Weise, wie ich mich wehere, am Ende größeren Schaden an?“ Zu fragen sei auch, was Waffenlieferungen bedeuteten angesichts eines Gegners, der über Atomwaffen sowie womöglich über chemische und biologische Waffen verfüge.

Eine pazifistische Stimme sei weiterhin wichtig, betont Kohlgraf. Er sei aber auch nicht naiv: Mit Putin könne man „nicht einfach eine Gesprächsrunde eröffnen“.

Christoph Arens/red

Hinweis

Zu den Ostermärschen lesen Sie einen Kommentar auf Seite 8.

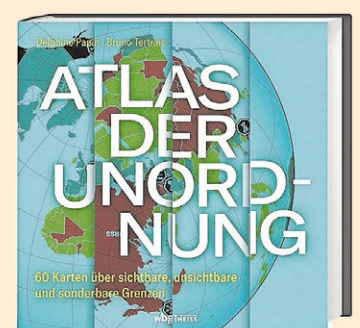
Buchtipps

Grenzen und was sie bewirken

ATLAS DER UNORDNUNG
Delphine Papin & Bruno Tertrais
ISBN: 978-3-8062-4427-4
28 Euro

„Grenzen sind rasiermesserscharfe Trennlinien; an ihnen entscheidet sich heute die Frage nach Krieg oder Frieden, Leben oder Tod von Nationen“ – dies ist kein aktuelles Zitat eines zeitgenössischen Politikers, sondern stammt von Lord George Curzon of Kedleston, seines Zeichens von 1919 bis 1924 britischer Außenminister. Es leitet ein Buch ein, dessen Titel „Atlas der Unordnung“ eigentlich im Widerspruch zu dem steht, was man sich gemeinhin unter Grenzen vorstellt: Sie regeln Zugehörigkeiten und sorgen für befriedete Räume. Sie können aber auch einengen, Ungerechtigkeiten schaffen und fördern – und sind oft genug Auslöser von Konflikten, Streit oder gar Krieg. Somit blicken die Autoren ziemlich kritisch auf die verschiedenen Arten von Grenzen. Eingeteilt in fünf Abschnitte, geht es im Atlas zunächst um „Grenzen als Vermächtnisse“, wo es um kulturelle, religiöse und andere historische Grenzziehungen geht. „Meere und Grenzen“ beschäftigt sich mit naturgegebenen Trennungen, „Mauern und Migration“ hingegen mit politischen wie etwa in Korea, Palästina oder Zypern. Teil vier behandelt „Spezielle Grenzen“ und vereint so unterschiedliche Themenfelder wie das Gefangenenlager Guantánamo und die Datumsgrenze.

Im fünften Teil geht es um „Umstrittene Grenzen“ wie die israelischen Sperranlagen, aber auch um Grenzschließungen infolge von Corona. Fast prophetisch (der Atlas erschien vor Kriegsausbruch) verweist das Kapitel „Ukraine gegen Moskau“ auf den seit 2014 bestehenden Konflikt im Donbass. „Eine explosive Grenze“ heißt es im Untertitel des Kapitels, das mittlerweile erschreckend an Aktualität gewonnen hat. vf



VOR 1025 JAHREN GETÖTET

Missionar und früher Europäer

Adalbert von Prag inspirierte den Kaiser, einen friedlichen Staatenbund zu errichten



▲ Otto II. übergibt Adalbert den Bischofsstab; dargestellt auf der Tür des Gnesener Doms aus dem zwölften Jahrhundert.

MAGDEBURG – Er ist einer der bedeutendsten Heiligen Ostmitteleuropas und ein Märtyrer der Christianisierung: Adalbert von Prag entstammte dem böhmischen Fürstengeschlecht der Slavnikiden. Seine kirchliche Laufbahn begann in Magdeburg. Er stieg zum Bischof von Prag auf, wurde von Otto III. (980 bis 1002) gefördert und trat als Reformheraus hervor. Vor 1025 Jahren wurde er auf einer seiner Missionsreisen von den heidnischen Pruzen erschlagen.

Der ihm überaus verbundene Kaiser Otto III. veranlasste durch Papst Sylvester II. (999 bis 1003) die Heiligsprechung und pilgerte an sein Grab. In Verehrung des Märtyrers trieb Otto die Christianisierung Europas voran. Damit verbunden war im Zuge der „Renovatio Imperii Romanorum“ die Errichtung eines Staatenbunds, der Böhmen, Polen und Ungarn eine gewisse Unabhängigkeit gewährte – auch wenn über dem Staatenbund letztlich der Kaiser stand. Der polnischstämmige Papst Johannes Paul II. (1978 bis 2005) verwies im Hinblick auf die Einigung Europas in den 1980er Jahren wiederholt auf Adalberts diesbezügliches Vorbildwirken.

Adalbert wurde um 956 in Ostböhmen geboren und auf den Namen Vojtěch getauft. Sein Vater war der böhmische Fürst Slavnik, die



◀ Zum 1000. Todestag widmete die Deutsche Post Adalbert eine Sonderbriefmarke.

▶ Eine Adalbert-Skulptur als Teil des Wenzelsdenkmals in Prag.

Mutter entstammte ebenfalls dem Hochadel. Einige Quellen verweisen bei ihr sogar auf eine Verwandtschaft mit den Ottonen oder Babenbergnern. Die Eltern des Jungen sorgten für seine umfassende Bildung und schickten ihn als Achtjährigen auf die Domschule von Magdeburg. Dort erwarb er das besondere Vertrauen des Erzbischofs Adalbert von Magdeburg und bekam dessen Namen verliehen. Damit war seine Karriere vorgezeichnet.

Flucht vom Bischofsamt

Als Priester kehrte Adalbert 981 nach Prag zurück und gehörte sofort zu den Vertrauten des Bischofs Thietmar von Prag. Nach dessen Tod wurde er zu Thietmars Nachfolger erhoben und am 29. Juni 983 geweiht. Wegen seines Reformeifers erlebte Bischof Adalbert in Prag einige Konflikte und ging nach fünf Jahren nach Italien, wo er zunächst



im Benediktinerkloster von Monte Cassino und später im Kloster St. Bonifatius und Alexius auf dem Aventin in Rom wirkte. Dort lernte er auch den späteren Kaiser Otto III. kennen. 993 wurde Adalbert von Papst Johannes XV. (985 bis 996) nach Prag zurückgeschickt.

Der Prager Bischof setzte die Reformaktivitäten in seinem Bistum fort und gründete das Kloster Břevnov, das danach für Jahrhunderte zum geistig-religiösen Zentrum Böhmens gedieh. Neue Konflikte blieben nicht aus. Adalbert wurde in die Auseinandersetzung zwischen Přemysliden und Slavnikiden hin-

eingezogen, hatte es mit Verletzungen des kirchlichen Asylrechts zu tun und war mit Ausbrüchen „heidnischer Wildheit“ der christianisierten Landsleute konfrontiert.

Seine Missionsreise nach Ungarn kam einer Flucht gleich. Schließlich zog Adalbert sich erneut nach Rom in das Kloster auf dem Aventin zurück. In Rom wohnte er der Kaiserkrönung Ottos III. im Jahr 996 bei. In zahlreichen Begegnungen prägte der Prager Bischof das „religiöse und politische Denken“ des blutjungen Herrschers maßgeblich. Daraus resultierten die Ostmissionspläne und Vorstellungen des Kaisers über einen Staatenbund aus Polen, Böhmen und Ungarn. Adalbert ging zur Verwirklichung dieser Ambitionen in der Folge als Missionar voran.

Er wechselte nach Polen und überzeugte Herzog Bolesław I. Chrobry davon, ihn bei seinem Vorhaben zu unterstützen. Nach einem Aufenthalt in Danzig fuhr Adalbert weiter ins Land der Pruzen, um das Evangelium zu verbreiten. Wohl im Gebiet des Samlandes wurden er und sein Bruder Gaudentius am 23. April 997 von heidnischen Pruzen im Kampf erschlagen. Der wahrscheinliche Todesort ist Heiligenwalde, das inzwischen Świąty Gaj heißt und eine Adalbert gewidmete Wallfahrtskirche besitzt.

Kaiserliche Pilgerreise

Der polnische Herzog ließ den Leichnam nach Gnesen überführen und zunächst im Vorgängerbau der heutigen Domkirche bestatten. Um 1000 wurden die Gebeine Adalberts in die neue Metropolitankirche von Gniezno überführt, wohin Otto III. kurz danach pilgerte. Die Reise ging als „Akt von Gnesen“ in die Geschichtsbücher ein.

Die Bronzetür des Gnesener Doms besitzt eine Reliefdarstellung Adalberts. Zu seinem 1000. Todestag gab es außer in Deutschland auch in Osteuropa Sonderbriefmarken. Im Dom zu Aachen ist ihm der Chor gewidmet. Auf dem Wenzelsplatz in Prag erinnert ein Denkmal an den früheren Bischof. Seit 2011 gibt es ein Oratorium, das dem Wirken des heiligen Adalbert gewidmet ist. Dazu beschäftigen sich zahlreiche Lexikonartikel und Schriften mit seinem Wirken als Apostel, Brückenbauer und früherer Europäer.

Martin Stolzenau

VOR 40 JAHREN

Zwölf Punkte für den Frieden

Wie Nicole mit weißer Gitarre und klarer Botschaft den „Grand Prix“ gewann

Als sich Europas Schlager-Elite 1982 in Harrogate zum „Grand Prix Eurovision de la Chanson“ traf, lag Krieg in der Luft. Mit einer weißen Gitarre in der Hand sang eine 17-jährige Schülerin aus dem Saarland dagegen an: Nicole.

„Last, but certainly not least: Germany.“ Mit diesen Worten begann am 24. April 1982 im britischen Harrogate ein denkwürdiger Auftritt im Rahmen des europäischen Sängerwettstreits „Grand Prix Eurovision de la Chanson“. Nach einem eher bemühten Einspielfilmchen mit Rheinromantik und jeder Menge anderer Deutschland-Klischees gehörte die Bühne einer 17-jährigen Schülerin aus dem Saarland.

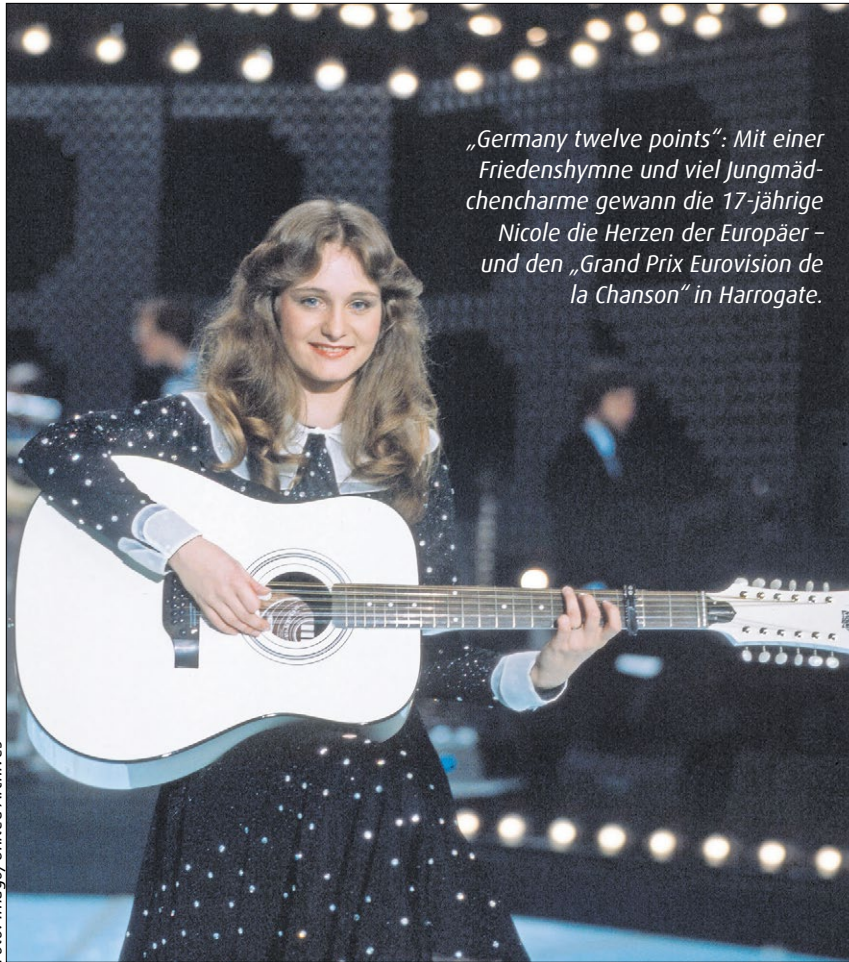
Mit flehendem Schmelz in der Stimme sang Nicole Hohloch von der Sehnsucht nach einem bisschen Frieden: „Ich weiß, meine Lieder, die ändern nicht viel; ich bin nur ein Mädchen, das sagt, was es fühlt.“ Und das alles, während das atomare Wettrüsten zwischen West und Ost die Demonstranten in Massen auf die Straßen trieb und Grand-Prix-Gastgeber Großbritannien zum Falkland-Krieg gegen Argentinien rüstete.

Nicole begleitete sich selbst auf einer Gitarre: in weiß, der Farbe des Friedens. Im Hintergrund saß Komponist Ralph Siegel am Flügel, hell gewandt wie die übrigen Begleitmusiker mit Ausnahme der Harfenistin, die in Schwarz erschien. Nicole selbst hatte in einem hochgeschlossenen schwarzen Kleid mit weißen Punkten auf einer Art Barhocker Platz genommen.

„Wie ein Engel“

Zur Inszenierung gehörte auch, dass die junge Sängerin ihr langes, blondes Haar offen trug. „Ich sah aus wie ein Engel – und ich wollte schon als Kind ein Engel sein“, kommentierte sie später. Ein Friedensengel, der den ersten und für 28 lange Jahre den einzigen Sieg für Deutschland bei dem Wettbewerb errang, der seit Anfang der 2000er als European Song Contest (ESC) firmiert. Den zweiten und bislang letzten Sieg für Deutschland errang Lena mit „Satellite“ 2010 in Oslo.

„Ein bisschen Frieden“ traf offenbar den Nerv des Publikums. Mit klarem Vorsprung von 61 beziehungsweise 64 Punkten verwies die



„Germany twelve points“: Mit einer Friedenshymne und viel Jungmädchencharme gewann die 17-jährige Nicole die Herzen der Europäer – und den „Grand Prix Eurovision de la Chanson“ in Harrogate.

Foto: Imago/United Archives

als letzte der 18 Teilnehmer gestartete Nicole Israel und die Schweiz auf die Plätze zwei und drei. Das Lied, dessen Text von Bernd Meinunger stammte, hielt sich wochenlang in den europäischen Charts. Vermutlich machte sich bezahlt, dass Nicole

den Song bei der Siegerehrung auch auf Englisch, Französisch und Niederländisch im Repertoire hatte.

Im Rückblick mutet der Erfolg trotzdem irgendwie märchenhaft an, resümierte einmal der Historiker Philipp Gassert. Neue Deutsche

Welle und Krautrock waren damals der musikalische Standard. „Diesem Genre ist ‚Ein bisschen Frieden‘ ganz und gar nicht zuzurechnen“, sagte Gassert.

Stattdessen habe die Sängerin perfekt in die von Helmut Kohl ausgefahrene „geistig-moralische Wende“ gepasst. Schließlich habe sie konservative Werte wie „Häuslichkeit, Familiensinn, sexuelle Zurückhaltung, kirchliche Bindung, Fleiß, Disziplin und Akzeptanz überkommener – auch geschlechtsspezifischer – Hierarchien“ verkörpert.

Manchen Spott und manche Häme musste Nicole aushalten. Den Refrain intonierte schon am Tag nach dem Grand-Prix-Sieg ihr finnischer Konkurrent Kojo, der mit dem Titel „Nuku pommiin“ (Atom-bombe) etwas expliziter als die Saarländerin über die aktuellen Ängste sang: „Wenn ich sehe, wer hier gewinnt – da bin ich auf dem falschen Festival“, moserte der Musiker.

Nicole ließ sich davon nicht beirren. Im Gegensatz zu anderen Grand-Prix-Teilnehmern blieb sie kein One-Hit-Wonder. 2019 kam ihr bislang letztes Album „50 ist das neue 25“ heraus und stieg immerhin auf Platz 21 der Schlagercharts ein. Im ZDF-Ranking „Unsere Besten“ wurde die Sängerin 2003 unter die „100 größten Deutschen“ gewählt. 2005 belegte „Ein bisschen Frieden“ in der Kategorie „Jahrhunderthits“ Platz 7.

Gestern und heute

Geradezu gespenstisch mutet vier Jahrzehnte nach dem Grand-Prix-Abend von Harrogate die Tatsache an, dass eine neue Konfrontation zwischen Ost und West droht – Ängste vor einem Atomkrieg inklusive. In Film, Musik und Mode ist derweil die Rückkehr der 1980er Jahre in vollem Gang.

Und Nicole? Will zu alledem einstweilen nichts sagen. Ihre Plattenfirma verweist allerdings darauf, dass Antikriegslieder derzeit wieder sehr gefragt seien: von „Kleine weiße Friedenstaube“ (Marianne Rosenberg) bis hin zu „Sag mir, wo die Blumen sind“ (City). Man mag das kitschig oder naiv finden. Aber wer die Bilder aus den Kriegsgebieten dieser Welt sieht, wird sich vielleicht an Nicles Wunsch von damals erinnern: „Und dass die Menschen nicht so oft weinen.“ *Joachim Heinz*

Info

Textauszug aus „Ein bisschen Frieden“

Ich weiß, meine Lieder, die ändern nicht viel,
Ich bin nur ein Mädchen, das sagt, was es fühlt.
Allein bin ich hilflos, ein Vogel im Wind,
Der spürt, dass der Sturm beginnt.

Ein bisschen Frieden, ein bisschen Sonne
Für diese Erde, auf der wir wohnen.
Ein bisschen Frieden, ein bisschen Freude,
Ein bisschen Wärme, das wünsch' ich mir.

Ein bisschen Frieden, ein bisschen Träumen
Und dass die Menschen nicht so oft weinen.
Ein bisschen Frieden, ein bisschen Liebe,
Dass ich die Hoffnung nie mehr verlier'.

Sing mit mir ein kleines Lied, dass die Welt im Frieden lebt.

„GENESIS-PROJEKT“ IN KARLSRUHE

Aus Erde erschuf er sie

Künstler Markus Lüpertz entwirft Schöpfungszyklus für Straßenbahn-Stationen



▲ Schwere Arbeit: Aus Ton gestaltet Markus Lüpertz 14 Tafeln über die Schöpfung.

Fotos: Andrea Fabry/Kunst-erfahren

KARLSRUHE – Eine Kunstgalerie, die 365 Tage im Jahr geöffnet ist? Was verwegen klingt, soll in Karlsruhe Wirklichkeit werden. An den sieben Haltestellen der neuen unterirdisch verlaufenden Straßenbahn wird bald ein gewaltiger Reliefzyklus hängen, geschaffen von einem der bekanntesten Künstler Deutschlands. Sein Thema: die Schöpfung.

Kunst braucht Kraft. Gestalterische zumal, aber weit mehr als das: „Ich hab das Kreuz durch und die Knie. Und auch die Finger und die Handballen tun mir schon mal richtig weh“, meint der große Mann mit der Golduhr, dem Hut und dem Stock. Markus Lüpertz schaut auf eine wüste Landschaft, die sich vor seinen Füßen auftut: Hügel und leichte Wellen, in denen sich in düsteren Farben mal Schemen eines Schädels, mal eines Skeletts abzeichnen. Mit seinen Händen hat er das geformt, aus einer festen Tonmasse, die es in sich hat. Sie ist widerstandsfähig und schwer zu kneten.

Aus Erde erschuf er sie, heißt es in der Bibel über die Schöpfung. Aus Ton ahmt Markus Lüpertz sie nach. 14 Tafeln, jede 1,5 Tonnen schwer, über acht Quadratmeter gespannt.

Ganz große Kunst. „Malerfürst“ wird er gerne genannt, auch, weil seine gepflegte Kleidung stets etwas Aristokratisches hat und er seine Auftritte zu inszenieren weiß.

Atelier im Schwarzwald

Ohne Zweifel gehört Lüpertz zu den bekanntesten und einflussreichsten deutschen Künstlern. Berlin und Florenz, Düsseldorf und Karlsruhe – dort hat sich der

Professor und frühere Rektor der Kunstakademie Düsseldorf seine Werkstätten eingerichtet. Seit einigen Monaten ist noch eine dazugekommen – an einem Ort, in dem man sie nicht unbedingt erwartet: Zell am Harmersbach.

In dem ausladenden Industriebau am Eingang des malerischen Schwarzwaldstädtchens wird seit über zwei Jahrhunderten Keramik gebrannt. „Hahn und Henne“ heißt das weltbekannte Zeller Dekor. Seit



▲ Zum Bemalen der Tontafeln benutzt Lüpertz die unterschiedlichsten Pinsel.

Generationen erfreuen sich Menschen daran. Unweit der Brennöfen ließ der Geschäftsführer der Zeller Keramik leichte Trennwände aufstellen: Ein Sofa, ein Tisch, ein Kühlschrank verwandeln eine Ecke in ein gemütliches Zimmer für die Atempausen, die der Künstler hier und da braucht. Dann greift er zu einer Kaffeetasse, verziert im gelb-grünen Stil mit Hahn und Henne und versehen mit der Aufschrift: „Markus“.

Was dieser Markus dann aus rund 25 Tonnen Tonmasse formt, ist komplexer als Geschirr. So komplex, dass eigens eine Rezeptur für den Werkstoff entworfen werden musste, die dem Großwerk Substanz und Beständigkeit verleihen soll. Das wird es brauchen, denn die Schöpfung von Markus Lüpertz soll die sieben unterirdischen Haltestellen der neuen Karlsruher Straßenbahnlinie zieren. „Das ist einmalig auf der Welt“, schwärmt Anton Goll, der das Projekt angestoßen hat. Künftig werde man mit der Straßenbahn große Kunst abfahren können.

Der Meister bei der Arbeit

Lüpertz selbst wählt den Maybach, wenn er zur Arbeit fährt. Der Künstler ist ein Autofanatiker, liebt große Limousinen und steuert sie natürlich selbst. Auf Stil legt er großen Wert – außerhalb der Arbeit. Bei der Arbeit selbst erscheint Lüpertz dann ganz anders. Flanellhemd, Hosenträger, Knieschützer – und hochkonzentriert. Ein Helfer steht aufmerksam parat, eine Auszubildende der Keramik-Manufaktur hält einen Wassereimer. Sie scheint vorauszuahnen, was der Meister als nächstes braucht.

Mucksmäuschenstill ist es im Raum, in dem sich der 80-Jährige so gelenk bewegt wie ein junger Mann und gleichzeitig die routinierte, handwerkliche Eleganz ausstrahlt, die man in einem Arbeitsleben lernt; er klettert die Trittleiter hoch, um den Blick von oben auf sein Werk zu werfen, klettert hinunter, feuchtet hier eine Ecke an, eilt an die andere, bevor er schließlich jene Farbgläser aufträgt, die später für die Farbe des Reliefs sorgt. Dafür aber muss es erst ein zweites Mal gebrannt werden – daher muss Lüpertz sich an kleinen Mustern orientieren, die er anfertigen ließ, um vorab die farbliche Wirkung einzuschätzen.

Der Arbeitsaufwand ist beträchtlich: das plastische Formen, die Brennvorgänge, das Auftragen der Farben. Rund zwei Jahre ist das Projekt bereits in Verzug, aber auf Dutzenden von Paletten stapelt sich auch schon ordentlich viel Schöpfung unter dem Firmendach in Zell am Harmersbach.

Wolfgang Lüpertz ist evangelisch getauft, fand später aber zum Katholizismus. In der Abtei Maria Laach, der romanischen Abteikirche in der Eifel, verbrachte Lüpertz einige Zeit als Novize und als Maler, der sich damals sehr ausgiebig mit einer Kruzifix-Darstellung beschäftigte. „Ich bin bekennender Katholik und habe zur Religion ein liebevolles, freundschaftliches Verhältnis und finde es immens wichtig“, hat Lüpertz einmal gesagt.

Nun ist die katholische Kirche derzeit in unruhigem Fahrwasser. Verändert das nicht die Sichtweise? „Nein“, sagte er energisch, „ich glaube an das System.“ Die katholische Kirche habe 2000 Jahre lang gewaltige Geschichte geschrieben, ein „gigantischer Apparat“. Aber freilich: „Da war auch viel Unsinn dabei.“ Die Kirche heute habe „ein Personalproblem“. Da handelten Menschen, „die ihre Bedürfnisse nicht im Griff haben“.

Nach Lüpertz' Gefühl betont die Kirche heute zu sehr den Fokus ihrer sozialen Verantwortung statt über Spiritualität und Mystik vor allem „mental“ die Menschen anzusprechen. „Wie wäre es, wenn die Gotteshäuser einfach mal zumachen würden, ein paar Monate lang. Was würde den Menschen fehlen?“

Lüpertz hat viel Kunst für Kirchenräume geschaffen. Er selbst nannte dies „beglückende Momente“, denn in Kirchen könne man die Kunst nicht einfach wieder abhängen, sie würde dort bewahrt. „Der Künstler ist ein von Gott gesandter Geselle, um den Menschen die Welt zu erklären“, hat er einmal gesagt.

Religion und Kunst

Diese Nähe von Religion und Kunst bescherte dem „Genesis-Projekt“ anfangs gehörig Widerstand. Ein religiöses Thema im öffentlichen Raum? Das hat viele aufgebracht, die sich auch lautstark zu Wort meldeten. Die Kunstszene bemängelte, dass einem bereits arrivierten Künstler noch zusätzlich Aufmerksamkeit beschert würde. Überdies habe es keine Ausschreibung gegeben. Das Projekt wurde nur durch die Umtriebigkeit von Anton Goll möglich, der eifrig Geld sammelte und versprach, dass „die öffentliche Hand dafür keinen Euro ausgeben“ müsse.

Zu den Spendern zählen auch die Stiftungen der Erzdiözese Freiburg:

„Es gehört ja zu unserem Grundauftrag, dass christliche Thematik und christliche Kultur im öffentlichen Raum sichtbar werden“, sagt Stiftungsdirektor Johannes Baumgartner. Da passe das Projekt „wunderbar“. Und dass mit Markus Lüpertz ein Künstler von Weltruf tätig sei, mache das Projekt unglaublich spannend. „Ich finde es gewaltig“, zeigt sich Baumgartner begeistert, als er dem Meister bei der Arbeit über die Schulter schauen kann. Es sei „eine ausdrucksstarke Arbeit“, mit der in Karlsruhe die Schöpfung künftig aus künstlerischer Sicht dargestellt werde.

Robuste Schöpfung

Nun ist der Globus ja mächtig in Gefahr. Erderwärmung, Raubbau an den Rohstoffen, viele befürchten das Schlimmste. Wie wird sich die Klimakrise in dem opus magnum zeigen, wie setzt Markus Lüpertz sie um? „Was bilden wir uns ein“, widerspricht der Künstler energisch, „dass wir wissen wollen, wann diese Welt an ihre Grenzen gelangt? Nehmen Sie den Kohlendioxid-Ausstoß eines Vulkans, und schon sind menschliche Rechnungen ad absurdum geführt. Nein, die Schöpfung ist widerstandsfähiger, als wir alle denken.“

Dass es Lüpertz zu einem weltbekannten Künstler bringen sollte, war lange nicht abzusehen. 1948 wanderte die Familie aus dem tschechischen Reichenberg ins Rheinland

Hintergrund

Die Kosten für Fertigung und Installation des „Genesis-Projekts“ sowie die Aufwandsentschädigung für den Künstler werden ausschließlich durch Sponsoren erbracht. Bislang wurden bereits über 800 000 Euro gespendet, teilt die Karlsruher Initiative „Kunst erfahren“ mit. Die Gesamtkosten sollen sich auf rund 900 000 Euro belaufen. Die 14 Tafeln des Zyklus werden zunächst für sechs Jahre in den Karlsruher Haltestellen hängen. Danach entscheidet der Gemeinderat, ob die Kunstwerke auf Dauer dort verbleiben. *kg*

aus. Es folgten Zeiten mit viel Unruhe: Aus einer Lehre als Zeichner von Weinflaschen-Etiketten soll Markus Lüpertz wegen mangelnden Talents entlassen worden sein, sein nächster Ausbildungsbetrieb ging pleite. Später verdingte er sich als Anstreicher, verbrachte einige Zeit in der Fremdenlegion und arbeitete sogar im Bergbau.

Lüpertz studierte an einer Werkkunstschule und wurde später in die Düsseldorfer Kunstakademie aufgenommen, nur um bald nach einem Gerangel wieder hinauszufliegen – Jahre später sollte er als Rektor an diese Akademie zurückkehren. Schließlich verschlug es ihn als Kunstprofessor in den Schwarz-

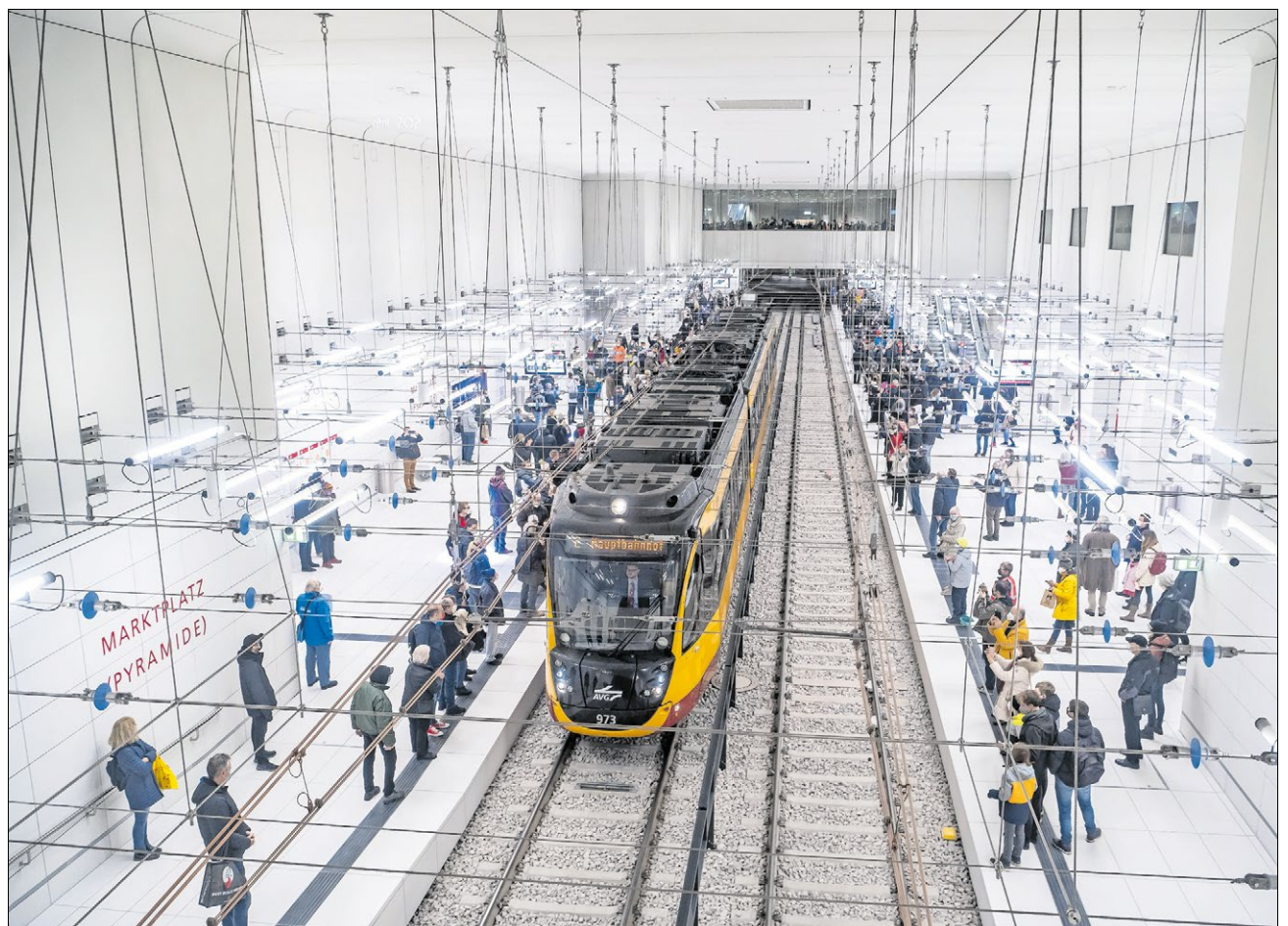
wald: „Karlsruhe war für mich die erste Freiheit“, sagt Lüpertz. Vielleicht ist es diese Liebe zur Fächerstadt, die ihn bewog, ihr das „Genesis-Projekt“ zu schenken.

Die Kunstwerke in den großräumigen hellen Stationen der Karlsruher „U-Strab“ aufzuhängen, wird nochmals eine gewaltige Herausforderung werden. Denn weil der Straßenbahn-Takt dicht ist, wird die Installation nur nachts möglich sein. So oder so werden die riesigen Tafeln in die strahlend hellen Bahnstationen Farbe bringen und ungewöhnliche Formen. Lüpertz' Schöpfung wird drastisch werden, viele Aspekte widerspiegeln. Er wird viel aus der Bibel zitieren, aber auch aus der Mythologie des Zweistromlands erzählen und von den Unterwelten, wie sie Dante beschrieb.

Kunst braucht Zeit

Bis dahin gibt es noch viel zu tun, zu kneten, zu befeuchten, zu färben – und zu warten: Brennvorgänge brauchen Zeit und bergen auch Überraschungen. Markus Lüpertz lässt keinen Zweifel, dass er selbst für das Werk brennt. Ständig kreisen seine Gedanken um die Schöpfung, die da in Zell entsteht. Er macht aber auch deutlich, dass er sich nicht drängen lässt. Seine Schöpfung braucht noch Zeit. Vielleicht fünf, sechs Monate. Oder sieben? Auf jeden Fall, soviel verrät der Meister: Am Ende wird es hell.

Klaus Gafner



▲ Die sieben Haltestellen der unterirdischen S-Bahn in Karlsruhe werden von Markus Lüpertz ausgestattet. Foto: ARTIS/Uli Deck

23 Ich aber merkte nun, dass es Prager Studenten waren, und bekam einen ordentlichen

Respekt vor ihnen, besonders da ihnen das Latein nur so wie Wasser aus dem Munde floss. – „Ist der Herr auch ein Studierter?“, fragte mich darauf der Waldhornist. Ich erwiderte bescheiden, dass ich immer besonders Lust zum Studieren, aber kein Geld gehabt hätte.

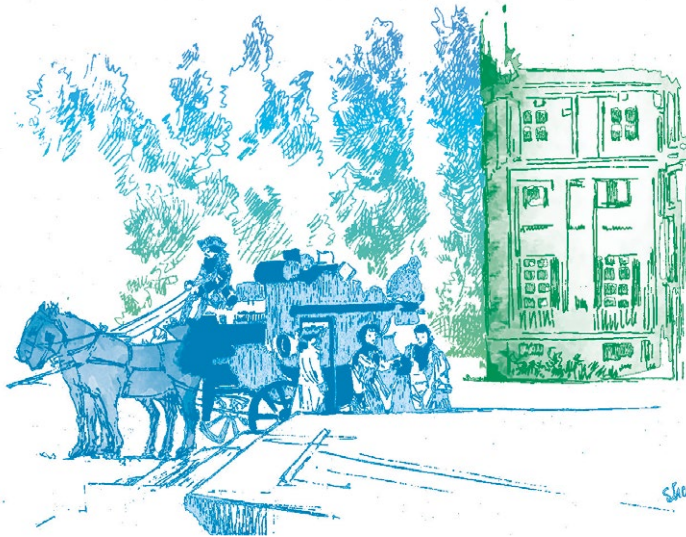
„Das tut gar nichts“, rief der Waldhornist, „wir haben auch weder Geld noch reiche Freundschaft. Aber ein gescheuter Kopf muss sich zu helfen wissen. Aurora musis amica, das heißt zu Deutsch: Mit vielem Frühstück sollst du dir nicht die Zeit verderben. Aber wenn dann die Mittagsglocken von Turm zu Turm und von Berg zu Berg über die Stadt gehen und nun die Schüler auf einmal mit großem Geschreie aus dem alten finstern Kollegium herausbrechen und im Sonnenschein durch die Gassen schwärmen – da begeben wir uns bei den Kapuzinern zum Pater Küchenmeister und finden unsern gedeckten Tisch, und ist er auch nicht gedeckt, so steht doch für jeden ein voller Topf darauf, da fragen wir nicht viel darnach und essen und perfektionieren uns dabei noch im Lateinischsprechen.“

Sieht der Herr, so studieren wir von einem Tage zum andern fort. Und wenn dann endlich die Vakanz kommt und die andern fahren und reiten zu ihren Eltern fort, da wandern wir mit unsern Instrumenten unterm Mantel durch die Gassen zum Tore hinaus, und die ganze Welt steht uns offen.“ Ich weiß nicht, wie er so erzählte, ging es mir recht durchs Herz, dass so gelehrte Leute so ganz verlassen sein sollten auf der Welt. Ich dachte dabei an mich, wie es mir eigentlich selber nicht anders ginge, und die Tränen traten mir in die Augen.

Der Waldhornist sah mich groß an. „Das tut gar nichts“, fuhr er wieder weiter fort, „ich möchte gar nicht so reisen: Pferde und Kaffee und frisch überzogene Betten, und Nachtmützen und Stiefelknecht vorausbestellt. Das ist just das Schönste, wenn wir so frühmorgens heraustreten und die Zugvögel hoch über uns fortziehen, dass wir gar nicht wissen, welcher Schornstein heut für uns raucht, und gar nicht voraussehen, was uns bis zum Abend noch für ein besonderes Glück begegnen kann.“

„Ja“, sagte der andere, „und wo wir hinkommen und unsere Instrumente herausziehen, wird alles fröhlich, und wenn wir dann zur Mittagsstunde auf dem Lande in ein Herrschaftshaus treten und im Hausflur blasen, da tanzen die Mägde miteinander vor der Haustür, und die Herrschaft lässt die Saaltür etwas aufmachen, damit

Joseph von Eichendorff AUS DEM LEBEN EINES TAUGENICHTS



Der Taugenichts – fest eingeschlossen, Italien mit all seinen verrückten Malern, Pomeranzen und Kammerjungfern auf ewig den Rücken zu kehren – wandert der Heimat zu. Kurz vor Österreich begegnet er drei jungen Musikanten, die ihn zu Kaffee, Butterschnitte und Wein am Lagerfeuer einladen.

sie die Musik drin besser hören, und durch die Lücke kommt das Tellergeklapper und der Bratenduft in den freudreichen Schall herausgezogen, und die Fräuleins an der Tafel verdrehen sich fast die Hälse, um die Musikanten draußen zu sehn.“

„Wahrhaftig“, rief der Waldhornist mit leuchtenden Augen aus, „lasst die andern nur ihre Kompendien repetieren, wir studieren unterdes in dem großen Bilderbuche, das der liebe Gott uns draußen aufgeschlagen hat! Ja, glaub nur der Herr, aus uns werden gerade die rechten Kerls, die den Bauern dann was zu erzählen wissen und mit der Faust auf die Kanzel schlagen, dass den Knollfinken unten vor Erbauung und Zerknirschung das Herz im Leibe bersten möchte.“

Wie sie so sprachen, wurde mir so lustig in meinem Sinne, dass ich gleich auch hätte mit studieren mögen. Ich konnte mich gar nicht satt hören, denn ich unterhalte mich gern mit studierten Leuten, wo man etwas profitieren kann. Aber es konnte gar nicht zu einem recht vernünftigen Diskurse kommen. Denn dem einen Studenten war vorhin angst geworden, weil die Vakanz so bald zu Ende gehen sollte.

Er hatte daher hurtig seine Klarinette zusammengesetzt, ein Notenblatt vor sich auf das aufgestemmte Knie hingelegt und exerzierte sich eine schwierige Passage aus einer Messe ein, die er mitblasen sollte, wenn sie nach Prag zurückkamen. Da saß er nun und fingerte und piff dazwischen manchmal so falsch, dass es einem durch Mark und Bein ging

und man oft sein eigenes Wort nicht verstehen konnte.

Auf einmal schrie der Waldhornist mit seiner Bassstimme: „Topp, da hab ich es“, er schlug dabei fröhlich auf die Landkarte neben ihm. Der andere ließ einen Augenblick von seinem fleißigen Blasen ab und sah ihn verwundert an. „Hört“, sagte der Waldhornist, „nicht weit von Wien ist ein Schloss, auf dem Schlosse ist ein Portier und der Portier ist mein Vetter! Teuerste Kondiszipels, da müssen wir hin, machen dem Herrn Vetter unser Kompliment, und er wird dann schon dafür sorgen, wie er uns wieder weiter fortbringt!“

Als ich das hörte, fuhr ich geschwind auf. „Bläst er nicht auf dem Fagott?“, rief ich, „und ist von langer, gerader Leibesbeschaffenheit und hat eine große, vornehme Nase?“ – Der Waldhornist nickte mit dem Kopfe. Ich aber embrasiierte ihn vor Freude, dass ihm der Dreistutzer vom Kopfe fiel, und wir beschlossen nun sogleich, alle miteinander im Postschiffe auf der Donau nach dem Schlosse der schönen Gräfin hinunterzufahren.

Als wir an das Ufer kamen, war schon alles zur Abfahrt bereit. Der dicke Gastwirt, bei dem das Schiff über Nacht angelegt hatte, stand breit und behaglich in seiner Haustür, die er ganz ausfüllte, und ließ zum Abschied allerlei Witze und Redensarten erschallen, während in jedem Fenster ein Mädchenkopf herausfuhr und den Schiffen noch freundlich zunickte, die soeben die letzten Pakete nach dem Schiffe schafften.

Ein ältlicher Herr mit einem grauen Überrocke und schwarzem Halstuch, der auch mitfahren wollte, stand am Ufer und sprach sehr eifrig mit einem jungen, schlanken Bürschchen, das mit langen, ledernen Bein kleidern und knapper, scharlachroter Jacke vor ihm auf einem prächtigen Engländer saß. Es schien mir zu meiner großen Verwunderung, als wenn sie beide zuweilen nach mir hinblickten und von mir sprächen. Zuletzt lachte der alte Herr, das schlanke Bürschchen schnalzte mit der Reitgerte und sprengte, mit den Lerchen über ihm um die Wette, durch die Morgenluft in die blitzende Landschaft hinein.

Unterdes hatten die Studenten und ich unsere Kasse zusammengeschnitten. Der Schiffer lachte und schüttelte den Kopf, als ihm der Waldhornist damit unser Fährgeld in lauter Kupferstücken aufzählte, die wir mit großer Not aus allen unsern Taschen zusammengebracht hatten. Ich aber jauchzte laut auf, als ich auf einmal wieder die Donau so recht vor mir sah; wir sprangen geschwind auf das Schiff hinauf, der Schiffer gab das Zeichen, und so flogen wir nun im schönsten Morgenglanze zwischen den Bergen und Wiesen hinunter.

Da schlugen die Vögel im Walde, und von beiden Seiten klangen die Morgenglocken von fern aus den Dörfern, hoch in der Luft hörte man manchmal die Lerchen dazwischen. Von dem Schiffe aber jubilierte und schmetterte ein Kanarienvogel mit darein, dass es eine rechte Lust war.

Der gehörte einem hübschen jungen Mädchen, die auch mit auf dem Schiffe war. Sie hatte den Käfig dicht neben sich stehen, von der andern Seite hielt sie ein feines Bündel Wäsche unterm Arme. So saß sie ganz still für sich und sah recht zufrieden bald auf ihre neuen Reiseschuhe, die unter dem Röckchen hervorkamen, bald wieder in das Wasser vor sich hinunter, und die Morgensonne glänzte ihr dabei auf der weißen Stirn, über der sie die Haare sehr sauber gescheitelt hatte.

Ich merkte wohl, dass die Studenten gern einen höflichen Diskurs mit ihr angesponnen hätten, denn sie gingen immer an ihr vorüber, und der Waldhornist räusperte sich dabei und rückte bald an seiner Halsbinde, bald an dem Dreistutzer.

► Fortsetzung folgt

Joseph von Eichendorff
Aus dem Leben
eines Taugenichts
© Hamburger
Lesehefte Verlag
ISBN:
978-3-8729-004-2



Fahndung nach Stromfressern

Um ein Jahr verlängert: Projekt der Caritas hilft, Energie und Geld zu sparen

Die Energiepreise gehen durch die Decke. Das trifft ärmere Haushalte besonders stark. Um so aktueller ist ein Stromspar-Projekt der Caritas. Klimaschutzminister Robert Habeck hat die Förderung des kostenfreien Beratungsangebots nun um ein Jahr verlängert.

Sie fahnden nach versteckten Stromfressern. Und sie bieten im Gegenzug kostenlose Soforthilfen wie Energiesparlampen, schaltbare Steckdosenleisten, Zeitschaltuhren und Strahlregler für Wasserhähne. Mehr als 7000 Langzeitarbeitslose bundesweit wurden bislang als Stromspar-Helfer ausgebildet, um Bundesbürger mit geringem Einkommen dabei zu unterstützen, Energiekosten zu sparen.

Eine Win-Win-Situation gerade in Zeiten, in denen die Energiepreise wegen des Ukraine-Kriegs durch die Decke gehen und gleichzeitig der Klimaschutz immer dringlicher wird. Deshalb unterstützt Bundeswirtschafts- und Klimaschutzminister Robert Habeck (Grüne) das vom Deutschen Caritasverband und dem Bundesverband der Energie- und Klimaschutzagenturen (eaD) seit 2008 durchgeführte Projekt „Stromspar-Check“ ab April für ein weiteres Jahr.

Mehr als 390 000 Haushalte mit geringem Einkommen haben seit 2008 am Stromspar-Check teilgenommen und dabei mehr als 640 000 Tonnen CO₂ eingespart, teilt die Caritas mit. Das Projekt wird mittlerweile bundesweit in 150 Städten und Landkreisen umgesetzt. Haushalte, die keinen Stromspar-Check-Standort in ihrer Nähe haben, können sich online oder am Telefon beraten lassen.

Besuch von Experten

Umfassend geschult, bieten die Stromspar-Teams Beziehern von Arbeitslosengeld II, Wohngeld oder Sozialhilfe in ihren eigenen vier Wänden eine Beratung zum Energie- und Wassersparen, Heizen und Lüften. Gleich mehrfach besuchen die Sparexperten die Haushalte und analysieren den Energie- und Wasserverbrauch. Sie überprüfen die Wattzahl der Glühbirnen, inspizieren Wasserhähne und Duschköpfe. Ein paar Tage später kommen sie zurück: mit LED-Energiesparlampen, einem Sparduschkopf oder einer Steckdosenleiste, die den Verbrauch von Stand-By-Geräten verringert.



▲ Wer seine Wäsche auf die Leine hängt, statt einen Wäschetrockner zu nutzen, spart viel Energie – und damit bares Geld. Foto: gem

Mit den Gratis-Soforthilfen kann ein Haushalt nach Angaben der Initiatoren der Aktion im Durchschnitt 210 Euro im Jahr einsparen. Darüber hinaus gibt es einen Zuschuss für den Austausch alter stromfressender Kühlschränke und Gefriertruhen. Für den Kauf eines hocheffizienten Neugeräts erhalten Haushalte mindestens 100 Euro.

Aus Sicht von Habeck, der Caritas und der Klimaschutzagenturen ist der Stromspar-Check aktueller denn je. Denn die steigenden Kosten für Strom und Gas treffen Arbeitslose, Geringverdiener und ältere Menschen mit kleiner Rente besonders hart. Sie mussten schon vor der Energiepreiskrise rund zehn Prozent ihres Einkommens für Energiekosten aufwenden.

„Der Stromspar-Check erreicht die Menschen, die die Energiepreisentwicklung Tag für Tag vor existenzielle Probleme stellt“, betont Habeck. „Damit leistet das Angebot einen wichtigen Beitrag zur sozialen Ausgestaltung von Energieeffizienz und Klimaschutz.“

Caritas-Präsidentin Eva Maria Welskop-Deffaa betont, dass die Energiekosten für Menschen mit niedrigem Einkommen ein großes Armutrisiko darstellen. „Wer zu wenig Geld verdient, um sich eine gut isolierte Wohnung leisten zu können, für den gehen die Heiz- und Stromkosten an die eiserne Reserve.“

Und der Vorstandsvorsitzende des eaD, Michael Geißler, unterstreicht angesichts der aktuellen Entwick-

lung: „Energiesparen ist das Gebot der Stunde. Der Stromspar-Check schafft finanzielle Entlastung und schützt das Klima.“ Beteiligte Haushalte könnten bis zu 20 Prozent ihrer Energiekosten und 420 Kilo CO₂ einsparen. „Auch die öffentliche Hand profitiert. Durch reduzierte Transferleistungen für Heizenergie und Warmwasser sparten Bund und Kommunen bisher 121 Millionen Euro.“

Christoph Arens

Weitere Informationen:

<https://www.stromspar-check.de>

Info

Stromspartipps der Verbraucherzentrale

Schon mit kleinen Änderungen im Alltag kann man viel Strom sparen. Die Verbraucherzentrale rät:

- Stellen Sie die Temperatur im Kühlschrank richtig ein. 7 °C im oberen Fach reichen völlig. Nur 1 °C kälter und der Stromverbrauch erhöht sich bereits um etwa sechs Prozent.
- Lassen Sie Speisen komplett abkühlen, bevor Sie sie in den Kühlschrank stellen.
- Wenn sich in Kühlschrank oder Gefriertruhe Eis angesammelt hat, lohnt sich das Abtauen.
- Nutzen Sie das Eco-Programm der Spülmaschine. Kurzprogramme verbrauchen deutlich mehr Wasser und Strom.
- Backen mit Umluft spart etwa 15 Prozent Energie im Vergleich zu Ober- und Unterhitze.
- Achten Sie darauf, die Waschmaschine ausreichend voll zu machen und waschen Sie mit niedrigen Temperaturen von 30 °C bis 40 °C.
- Lassen Sie die Wäsche an der Luft trocknen. Das geht auch im Winter!
- Ersetzen Sie Glüh- und Halogenlampen durch LED. Sie verbrauchen bis zu 90 Prozent weniger Strom.
- Gut zu wissen: Laptops verbrauchen viel weniger Strom als Desktop-Computer.
- Besorgen Sie sich eine Steckerleiste mit Schalter, um Geräte vollständig vom Stromnetz zu nehmen.
- Wechseln Sie beim Smartphone nachts in den Flugmodus.

Vermietungen

Studieren und besonders Wohnen in München

Wir bieten:

Einzelzimmer in einer WG für Studenten mit großzügigen Gemeinschaftsräumen inkl. Internet-Flat und Sky-Abo.

Wo:

Im Herzen Münchens (Maxvorstadt), TUM direkt gegenüber, 10 min. zur LMU, 15 min. zur HM. Zur nächsten Kneipe oder Bar 3 Stockwerke nach unten!

Wir suchen:

Weltoffene und zielstrebige Studenten, die an einer Hochschule in München studieren und Interesse daran haben, über den Tellerrand ihres Studiums zu schauen.

Was es kostet:

300 € / Monat warm inkl. Internet-Flat, zzgl. 350 € Kautions

Wir sind:

Ein katholischer Studentenverein. Bei uns gibt es neben Zimmern, regelmäßigen Vorträgen und interessanten Diskussionen eine tolle Gemeinschaft. Unsere Fundamente sind die freiheitlich demokratische Grundordnung und der christliche Glaube. Seit unserer Gründung vor 130 Jahren haben wir das Ziel, Studenten zu unterstützen und ihnen echte „Soft Skills“ zu vermitteln.

Kontakt: Tel. 089/522624 · E-Mail: info@albertia.org
K.St.V. Albertia · Gabelsbergerstr. 24/III · 80333 München

Vom Leben nach dem Überleben

Ausstellung schildert mutigen jüdischen Aufbruch am Ende der furchtbaren NS-Zeit



BERLIN – Etwa 3,5 Millionen Juden überlebten die NS-Diktatur. Aber was fängt man mit seinem Leben an, wenn der Rest der Familie tot ist? Vom Mut der europäischen Juden zum Neuanfang erzählt eine Schau in Berlin.

Eva Szepesi überlebte mit 13 Jahren Auschwitz. Sie kam in ein Kinderheim in Budapest, da ihre Familie in Konzentrationslagern ermordet worden war. Zu ihrem 14. Geburtstag im Herbst 1945 schenkte ein Onkel ihr ein Poesiealbum. Darin schreibt er: „Evika, als kleines Kind musstest Du die grausame Seite des Lebens kennenlernen. Wenn Du groß bist, möge Gott Dich die helle Seite des Lebens erfahren lassen, die sich jeder wünscht: Glück!“

Der Lebensweg Szepesis in der Nachkriegszeit ist Teil einer neuen Schau in Berlin. Unter dem Titel „Unser Mut. Juden in Europa 1945 bis 48“ ist dort die erste Sonderausstellung im neuen Dokumentationszentrum „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ zu sehen. Gezeigt wird ein „unterrepräsentiertes Kapitel der Zeitgeschichte“, erläutert Direktorin Gundula Bavendamm.

Jahrzehnte kein Thema

Was den 3,5 Millionen europäischen Juden, die die NS-Zeit überlebten, unmittelbar nach Kriegsende widerfuhr und wie sie ihr Leben gestalteten, sei jahrzehntelang weder erforscht noch öffentlich thematisiert worden. Die Schau wurde



vom Jüdischen Museum Frankfurt konzipiert und war dort bis Anfang des Jahres zu sehen. Sie „erzählt vom Mut der Überlebenden, zu leben nach dem Überleben“, erklärt die verantwortliche Frankfurter Museumsdirektorin Mirjam Wenzel.

In persönlichen Zeugnissen sowie anhand von sieben ausgewählten Städten und Gemeinden zeichnet die Schau die vielfältigen Erfahrungen von Juden in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Europa nach. Dazu gehört etwa das Leben in den „Displaced Persons Camps“ der US-amerikanischen Militärverwaltung oder in Ost-Berlin, um sich am Aufbau eines sozialistischen Gemeinwesens zu beteiligen.

Grundsätzlich sei es schwer, das Thema Vertreibung und Flucht auszustellen – die Zeugnisse seien spärlich, sagt Kuratorin Kata Bohus. Die beispielhaften europäischen Städte,

Das Poesiealbum der Eva Szepesi gehört genauso zu Ausstellung „Unser Mut“ (links) wie das Bild voller prallern Leben aus dem Lager für „Displaced Persons“ in Landsberg am Lech (oben).

in denen Juden nach dem Krieg einen Neuanfang versuchten, sind in der Schau auf Karten dargestellt. In Hörstationen kommen die Überlebenden zu Wort, Filmdokumente werden gezeigt.

„Europa war einmal der jüdische Kontinent“, sagt Wenzel. Dies habe auch in der Nachkriegszeit nach. „Wir zeigen das Wiederlebenwollen und die Neuorganisation im Schatten der Schoa. Es geht uns darum, die jüdische Erfahrung so nah wie möglich zu vermitteln.“ Am Anfang stand dabei immer die Suche nach überlebenden Angehörigen, dann die Organisation des materiellen Neuanfangs, der Kampf gegen den Hunger. „Es gab keine Stunde Null, kein Datum, an dem für die Überlebenden auf einmal alles anders war“, erklärt Wenzel.

Im ersten Raum empfängt den Besucher jiddischer Gesang, der von der Verfolgung, der drohenden Vernichtung und dem Sieg darüber erzählt. „Dieser Überlebende konnte nur singen, was ihm widerfahren war, er konnte nicht darüber sprechen“, sagt Wenzel. Das Jiddische sei „die einzig überlebende Heimat der Überlebenden der Schoa“, ergänzt Bavendamm. „Wir wollten deshalb das Jiddische am Anfang hörbar machen.“

Diese Verarbeitung des Erlebten, indem die Juden auf ihre Traditionen zurückgriffen und sie auf die aktuelle Situation übertrugen, findet sich an vielen Stellen der Ausstellung wieder. So erlangte etwa die Feier des Pessach-Mahls in den Jahren der Nachkriegszeit eine besondere Bedeutung.

Mit Hitler-Schnurrbart

Ausgestellt werden auch bunte Purim-Puppen, von denen eine als die biblische Figur Haman – angehtan mit Hitler-Schnurrbart – dargestellt ist. Der jüdische Feiertag Purim erinnert an die Rettung der Juden im damaligen persischen Königreich vor Haman.

Die Ausstellung endet im Jahr 1948: Mit Beginn des Kalten Kriegs, der Auflösung der Flüchtlingslager und der Gründung des Staates Israel verlassen die meisten Juden Europa. Es entsteht mit der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und der Genfer Flüchtlingskonvention eine neue internationale Ordnung. Eine Ordnung, die – so erklärt es Museumsdirektorin Wenzel – „ahndbar macht, was den Juden widerfahren ist“.

Nina Schmedding

Information

Die Schau läuft bis 30. September und ist dienstags bis sonntags von 10 bis 19 Uhr geöffnet. Eintritt frei. Näheres im Internet unter www.flucht-vertreibung-versoehnung.de



„Von Lager zu Lager: Wie lange noch?“ Jüdische „Displaced Persons“ demonstrieren 1947 im Lager Poppendorf in der britischen Besatzungszone, weil ihnen die Übersiedlung nach Palästina zunächst verweigert wird.

Beliebt bei Jung und Alt

Weitere Märchen-Klassiker auf CD erschienen

Die erfolgreiche Reihe wird fortgesetzt: Mit den Folgen 5, 6 und 7 hat Titania Medien drei weitere Hörspiel-CDs der Reihe „Grimms Märchen“ veröffentlicht. Auch diesmal sind es wieder bekannte Klassiker, die Jung und Alt seit Generationen begeistern.

Folge 5 umfasst „Rotkäppchen“, „Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein“ und „Tischlein deck dich“ (ISBN 978-3-86212-306-3). Folge 6 enthält die Klassiker „Hänsel und Gretel“, „Die sieben Raben“ sowie „Die Gänsehirtin am Brunnen“ (ISBN 978-3-86212-307-0). Auf Folge 7 sind „Aschenputtel“, „Das Waldhaus“ und „Das blaue Licht“ zu hören (ISBN 978-3-86212-308-7; je Folge 9,95 Euro).

Somit sind in bewährter Weise auf jeder Folge ein weltbekanntes Märchen und zwei nicht ganz so bekannte – jedoch nicht minder spannende – versammelt. Die von Marc Gruppe konzipierten Neuvertonungen werden von ausdrucksstarken Synchronsprechern engagiert und gut verständlich umgesetzt. Die klassischen Musikeinspielungen und Toneffekte untermalen die Geschichten, ohne sie zu überladen oder gar störend zu wirken.

Der „Testhörer“ Theresa (4) gefiel besonders „Die sieben Raben“. Gespannt lauschte sie der Geschichte des Mädchens Gretchen, das kurz nach der Geburt so schwach ist, dass



Verlosung

Wir verlosen je zweimal die Märchen-CD-Folgen 5, 6 und 7. Schreiben Sie bis zum 4. Mai eine Postkarte an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Stichwort „Märchen“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Oder senden Sie eine E-Mail mit dem Betreff „Märchen“ und Ihrer Postanschrift an nachrichten@suv.de. Bitte geben Sie an, welche Folge Sie gewinnen möchten. Viel Glück!

der Vater die sieben älteren Brüder ausschickt, um für eine Nottaufe

Wasser aus dem Brunnen zu holen. Da jeder von ihnen derjenige sein will, der Wasser für das Schwesterchen schöpft, geraten die Brüder in einen Streit, bei dem ihnen der Krug in den Brunnen fällt. Der Vater, erbost über das lange Ausbleiben seiner Söhne, erwünscht sie in seinem Zorn, sodass sie sich in Raben verwandeln und verschwinden.

Gretchen erfährt davon erst als junges Mädchen und macht sich sogleich auf, um ihre Brüder zu finden und zu befreien. Sie befragt die Sonne, den Mond und die Sterne. Wird ihr jemand helfen können?

Fazit: Spannend und kindgerecht erzählt, sind auch die neuen Folgen der „Grimm“-Reihe definitiv gelungen! *vf*

„Wichtiger denn je“

Katholische Kirche wirbt für EU-weiten freien Sonntag

BRÜSSEL (KNA) – Die Vertretung der katholischen Bischöfe bei der EU wirbt für einen europaweiten Wochenruhetag.

Angesichts von Pandemie, verschwimmender Grenzen zwischen Arbeits- und Privatleben sowie einer Kultur, die ständige Bereitschaft erwarde, sei ein klar definierter gemeinsamer Ruhetag „wichtiger denn je“, erklärte der Generalsekretär der

EU-Bischöfskommission Comece, Manuel Barrios, in Brüssel. Ein solcher einheitlicher Tag ermögliche Zeit mit Familie und Freunden.

Anlass der Äußerung war ein internationaler Aktionstag für den freien Sonntag, der jährlich am 3. März begangen wird. An diesem Datum 321 erklärte der römische Kaiser Konstantin (306 bis 337) mit einem Erlass den „Tag der Sonne“ (lateinisch „dies solis“) zum Feier- und Ruhetag.

Helfen unter Lebensgefahr

Zerbombte Städte, zerrissene Familien und hungernde Menschen – mitten in Europa sorgt der Krieg in der Ukraine für einen wahren Albtraum und bringt unfassbares Leid mit sich. Mehr als zehn Millionen Menschen, ein Viertel der Gesamtbevölkerung, sind auf der Flucht. Manche mussten so eilig fliehen, dass sie nur mitnehmen konnten, was sie am Leibe hatten. Die Caritas bleibt vor Ort und steht den Menschen bei.

Im ganzen Land leisten rund 1000 Mitarbeiter der Caritas sowie unzählige Freiwillige Überlebenshilfe für Ausgebombte und Vertriebene. „Mit unseren Caritas-Transportern bringen wir unter Lebensgefahr Nahrungsmittel in umkämpfte Gebiete“, berichtet der ukrainische Caritas-Direktor Vasylyl Panteliuk. „In den dortigen Kirchengemeinden organisieren Hilfskräfte die Verteilung und bringen die Lebensmittel zu den Menschen, die in Kellern Schutz suchen.“

Auch in den Caritas-Zentren, in denen landesweit viele Ausgebombte und Vertriebene Zuflucht suchen, bekommen die Menschen zu essen und zu trinken, die Möglichkeit, sich zu waschen – und zu bleiben. Insbesondere viele Alte und Kranke können das Land nicht verlassen. Doch auch tausende Helferinnen und Helfer der Caritas Ukraine sind in ihrer Heimat geblieben. Sie sind für die Menschen



▲ Die Caritas bleibt in der Ukraine und steht den Menschen dort bei. Foto: ci

da und leisten oft auch seelische Unterstützung. Dabei sind sie selbst Betroffene des Krieges. „Wir nehmen sehr viele vertriebene Menschen auf – das bedeutet: anpacken und zusammenhalten“, sagt Caritas-Direktor Panteliuk. „Die psychische und physische Belastung ist enorm hoch, auch für die Caritas-Mitarbeiter. Einige von ihnen sind selbst zu Flüchtlingen geworden und haben alles verloren.“ Damit sie den vielen Schutz- und Hilfesuchenden weiter zur Seite stehen kann, ruft die Caritas zu Spenden auf.





caritas international
DAS HILFswerk DER DEUTSCHEN CARITAS

Spenden unter:
[caritas-international.de](https://www.caritas-international.de)

100 Jahre

grenzenlose Nächstenliebe

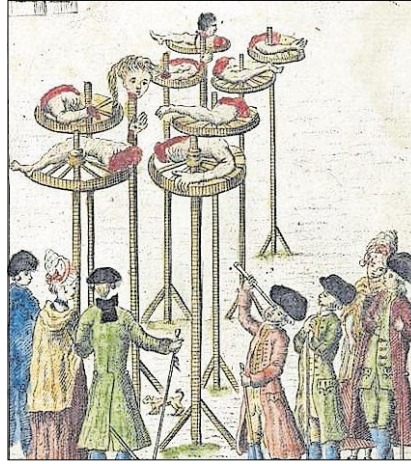
Sie können das Blatt wenden.



Spendenkonto: DE88 6602 0500 0202 0202 02



▲▶
Vor Schaulustigen wurden der Reformier Johann Friedrich Struensee (Foto oben) und sein Vertrauter Enevold von Brandt vor den Toren Kopenhagens enthauptet, gevierteilt und auf das Rad geflochten.



Vor 250 Jahren

Für Reformen enthauptet

Der Adel brachte Johann Friedrich Struensee aufs Schafott

Es war etwas faul im Staate Dänemark: „Das schreckliche und grausame Urteil über Struensee und Brandt ist nunmehr doch vollzogen worden“, klagte im Mai 1772 der Dichter Gotthold Ephraim Lessing in einem Brief an seine Frau. Warum endete der mächtigste Mann am Kopenhagener Hof, Lichtgestalt der Aufklärung, auf dem Schafott?

Der 1737 in Halle geborene Pastorensohn Johann Friedrich Struensee, ein Anhänger Voltaires und Rousseaus, hatte sich im damals dänischen Altona als Stadtphysikus mit fortschrittlichen Behandlungsmethoden sowie als Armenarzt und Reformier von Waisen- und Krankenhäusern Ansehen erworben. Er entdeckte etwa die Maul- und Klauenseuche.

Seine neuen Therapien für Geisteskrankheiten prädestinierten ihn, 1768 den psychisch höchst labilen Dänenkönig Christian VII. auf einer Europa-reise zu betreuen. Christian war für sein Desinteresse an Regierungsgeschäften sowie für Gewalttätigkeiten und Alkoholexzesse berüchtigt. Struensee blieb am Hofe und erwarb sich 1770 durch die Durchführung der Pockenimpfung während einer Epidemie große Anerkennung.

Im Juli 1771 erhob Christian seinen Ratgeber in den Grafenstand und ernannte ihn zum Geheimen Kabinettsminister mit Generalvollmachten – de facto war damit ein bürgerlicher Arzt zum Regenten aufgestiegen. Mit rastloser Energie ging Struensee daran, Dänemark nach den Prinzipien der Aufklärung umzugestalten.

Die bisher regierenden Höflinge wurden gefeuert, ganze Ministerien aufgelöst, das teure Heer verkleinert, Adelsprivilegien und Ämterkäufllichkeit durch das Leistungsprinzip er-

setzt. Presse- und Religionsfreiheit wurden garantiert, die Folter abgeschafft, unehelich geborene Kinder rechtlich den ehelichen gleichgestellt. Sklavenhandel wurde verboten, der norwegische Landesteil bekam eine eigene Regierung, der Luxus der Oberschichten wurde besteuert. Christian VII. war mit der jungen englischen Prinzessin Caroline Mathilde verheiratet, doch von Beginn an existierte die Ehe nur auf dem Papier.

Christian begegnete seiner Frau mit Verachtung. Erst sollte Struensee nur ihre Depressionen behandeln, dann entstand eine Liebesaffäre, die von Christian geduldet wurde. Die Bevölkerung aber reagierte mit Empörung, vor allem auf das Gerücht, Struensee sei der Vater der 1771 geborenen Prinzessin Louise Auguste. Struensees Feinde, vor allem im alten Adel, schmiedeten Intrigen und verunglimpften das Liebespaar in anonymen Schmähchriften. Da Struensee seine 633 Dekrete auf Deutsch publiziert hatte, galt er als „dänenfeindlich“.

Nach einem Maskenball zeigten die Verschwörer um Christians Stiefmutter Juliane Maria von Braunschweig-Wolfenbüttel ihr wahres Gesicht: Im Januar 1772 ließen sie Struensee, die Königin und einige Getreue unter falschen Anschuldigungen verhaften. Das Gerichtsverfahren war eine Farce. Am 28. April 1772 wurden Struensee und sein Vertrauter Enevold von Brandt vor den Toren Kopenhagens unter dem Gejohle von 30 000 Schaulustigen enthauptet, dann gevierteilt und schließlich auf das Rad geflochten. Die meisten Reformen von Struensee wurden aufgehoben. Caroline Mathilde schickte Christian VII. nach der Scheidung in die Verbannung. Nicht einmal 24-jährig starb sie.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

23. April

Georg, Adalbert

Mit einfachen Strichen skizzierte der niederländische VW-Importeur Ben Pon senior 1947 das Modell eines VW-Busses in sein Notizbuch. Der „Bulli“ genannte Transporter (Foto unten) hatte im kriegszerstörten Deutschland große Marktchancen. Als Kleinbus, Kastenwagen oder Kombi setzten Polizei, Feuerwehr und Post genauso wie Rettungsdienste und Eisverkäufer auf den VW-Bus.

24. April

Fidelis v. Sigmaringen

Bei einem Aufruhr wurde der auch als „Anwalt der Armen“ bekannte Mönch Fidelis von Sigmaringen 1622 nach einer Predigt im schweizerischen Graubünden erschlagen. Die Kirche sprach den Seelsorger und Missionar, der szum Protestantismus übergetretene Menschen hatte zurückgewinnen wollen, später heilig. Fidelis gilt als erster Märtyrer des Kapuzinerordens.



25. April

Markus, Franka, Erwin

61 000 Quadratkilometer – fast dreimal die Fläche des israelischen Kernlands – gingen 1982 beim Rückzug Israels von der Halbinsel Sinai zurück in ägyptische Hand. Mit ihm: die Ölfelder am Golf von Suez, Badestrände und Taucherparadiese ebenso wie der legendäre Moses-Berg und das Katharinenkloster, Ziel von tausenden Touristen und Pilgern. Israel hatte diese Gebiete 1967 im Sechstagekrieg besetzt.

26. April

Kletus, Trudpert

Vor 205 Jahren kamen die badische und die bayerische Regierung über-

ein, den Rhein zu begradigen. Der Fluss verkürzte sich erheblich, das Flussbett wurde in eine 200 Meter breite Rinne gezwängt. Als Folge konnten zwar Auen landwirtschaftlich genutzt werden, jedoch gab es an anderen Stellen Hochwasser oder der Grundwasserspiegel sank ab.

27. April

Petrus Canisius, Zita

Vollkommen überraschend scheiterte vor 50 Jahren das Misstrauensvotum der CDU/CSU gegen Bundeskanzler Willy Brandt. Die Opposition wollte Rainer Barzel zum Regierungschef wählen. Diesem fehlten jedoch zwei Stimmen. Jahrzehnte später kam heraus, dass Abgeordnete von der DDR bestochen worden waren, sich zu enthalten.

28. April

Hugo, Peter Chanel

Mit dem nach alt-inkaischen Vorbildern gefertigten Floß „Kon-Tiki“ stach der norwegische Abenteurer Thor Heyerdahl vor 75 Jahren mit einigen Crewmitgliedern in See. Die Fahrt sollte beweisen, dass eine Besiedelung Polynesiens von Südamerika aus möglich war. Die Expedition endete im Tuamoto-Archipel.



29. April

Katharina von Siena, Roswitha

Der überraschende Freispruch für die Angeklagten im Prozess um Polizeigewalt gegen den Afroamerikaner Rodney King durch eine ausschließlich aus Weißen bestehende Jury führte 1992 zu sechs Tage andauernden Unruhen in Los Angeles. Über 50 Menschen kamen ums Leben. Hunderte Gebäude wurden zerstört.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



◀ Eine Mischung aus Bus und Lieferwagen ist der VW-„Bulli“. Bis 1967 liefen etwa 1,8 Millionen Exemplare des 25 PS starken T1 vom Band. Das Fahrzeug gilt als Markenzeichen der Hippie-Bewegung.

SAMSTAG 23.4.

▼ Fernsehen

20.15 Arte: **Letzte Ausfahrt Weltall.** Milliardäre treiben Pläne für die Kolonisation des Weltalls voran. Doku.

▼ Radio

6.35 DLF: **Morgenandacht (kath.).** Joachim Opahle, Berlin.
16.30 Horeb: **Kurs 0.** Gott, mein Stalker. Von Liebe verfolgt.

SONNTAG 24.4.

▼ Fernsehen

9.30 ZDF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Kirche Heilig Kreuz in Detmold. Zelebrant: Pfarrer Markus Jacobs.
20.15 Arte: **Mona Lisas Lächeln.** Kunstdozentin Katherine ermutigt ihre Studentinnen in den 1950er Jahren zu einem Leben abseits von Rollenklischees. Drama mit Julia Roberts.
22.10 Arte: **Filmstar und Fürstin.** Doku über Grace Kelly.

▼ Radio

8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen (kath.).** Zweifelst du nicht, glaubst du nicht! Der „ungläubige Thomas“ als Inspiration.
10.25 Horeb: **Heilige Messe** mit Papst Franziskus zum Barmherzigkeitssonntag aus Rom.

MONTAG 25.4.

▼ Fernsehen

19.40 Arte: **Heimatlos und ungeliebt.** Syrische Flüchtlinge in der Türkei.
20.15 ZDF: **Gefährliche Wahrheit.** Als es beim Brand in einem Sozialbau zu Toten kommt, beginnt Maren, Journalistin bei einer finanziell angeschlagenen Tageszeitung, zu recherchieren. Drama.

▼ Radio

6.20 DKultur: **Wort zum Tage (kath.).** Beate Hirt, Mainz. Täglich bis einschließlich Samstag, 30. April.
19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Reden mit den Großen. Erwachsene werden in der Patchworkfamilie.

DIENSTAG 26.4.

▼ Fernsehen

19.40 Arte: **Wenn Krebs arm macht.** Überleben nach der Diagnose. Doku.
20.15 Arte: **Medikamentenmangel.** Profitgier mit Todesfolge. Doku.
22.15 ZDF: **37 Grad.** Wir retten unsere Ehe. Doku über Paare, die ihre Ehe nicht aufgeben wollen – allen Krisen zum Trotz. Doku.
23.35 ARD: **Mein Mann, der Hirntumor und ich.** Wie der Krebs unser Leben verändert. Reportage.

▼ Radio

19.15 DLF: **Das Feature.** Die Samen des Misstrauens. Russland und der Westen zur Zeit von Jelzin und Clinton.

MITTWOCH 27.4.

▼ Fernsehen

19.00 BR: **Stationen.** Das ganze Leben ist Beziehung.
20.15 Arte: **Alice oder Die Bescheidenheit.** Der ausgelaugte Bürgermeister von Lyon, Paul Théraneau, engagiert die junge Philosophin Alice als Ideengeberin. Politikomödie.

▼ Radio

20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Heia, Walpurgisnacht! Der wilde Ritt zum Blocksberg.

DONNERSTAG 28.4.

▼ Fernsehen

20.15 Arte: **Faszination Achterbahn.** Extreme Fliehkräfte, Beschleunigung und spektakuläre Loopings. Doku.
22.40 MDR: **Der lange Abschied.** Zwei Töchter, ihre Mütter und die Demenz.

▼ Radio

20.30 Horeb: **Credo.** Die Erscheinungen des Auferstandenen in den vier Evangelien. Von Pfarrer Ulrich Filler.

FREITAG 29.4.

▼ Fernsehen

11.15 3sat: **Kampf gegen Myanmars Diktatur.** Als UN-Sondergesandte sollte Diplomatin Christine Schraner Myanmars junge Demokratie stabilisieren. Dann gab es einen Militärputsch.

19.40 Arte: **Vielfalt leben.** Schluss mit Vorurteilen. Reportage.

▼ Radio

20.05 DLF: **Das Feature.** Verfangen im Lügennetz. Wenn ein Geheimnis das Leben im Griff hat.

👁: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Doku-Reihe „Magischer Maghreb“

Tunesien ist der kleinste der Maghreb-Staaten. Der Süden des Landes überrascht mit spektakulären Landschaften: Der Salzsee Chott El Djerid, die Oasenstädte Nefta und Tozeur sowie die kargen Gebirgszüge um Matmata erwecken den Eindruck, man sei auf einem fremden Planeten gelandet. Der ideale Ort für Regisseur George Lucas, der in der Wüste bei Nefta Teile des ersten „Star Wars“-Films drehte. Mit „**Tunesien – Der Süden**“ (Arte, 25.4., 18.35 Uhr) startet die fünfteilige Doku-Reihe „Magischer Maghreb“. Dienstag bis Freitag folgen „Tunesien – Der Norden“, „Algerien – Die Küste“, „Algerien – Die Wüste“ und „Marokko“.

Foto: Bea Müller

Vom Straßenjungen zum Millionär

Nur noch eine Frage trennt Jamal vom Hauptgewinn der indischen TV-Show „Wer wird Millionär?“. Doch wie kann es sein, dass ein ehemaliger Straßenjunge aus den Slums von Mumbai auf alle Fragen eine Antwort weiß? Jamal wird verdächtigt zu betrügen und von der Polizei zum Verhör mitgenommen. Während er bei jeder einzelnen Quizfrage erzählt, weshalb er die Antwort wusste, entfaltet sich sein ganzes junges, bewegtes Leben. So erfährt der Zuschauer von Latika, Jamals großer Liebe, die er durch seinen Auftritt im Fernsehen wiederfinden möchte. Das Drama „**Slumdog Millionär**“ (RBB, 28.4., 20.15 Uhr) wurde mit acht Oscars ausgezeichnet.



Foto: ARD/BR/ORB/WDR/die film gmbh

Zum Glück gibt es eine Million Euro

Der reiche und unglückliche Herr Herzinger entdeckt eines Tages den Wunschzettel eines Jungen bei sich im Garten und kommt auf eine Idee: Er unterbreitet Ines (Katharina Schüttler), der Mutter des Jungen, sowie Firat (Eko Fresh), Inhaber eines kleinen Müllentsorgungsunternehmens, und Mathematiker Jasper (Manuel Rubey) ein unwiderstehliches Angebot: Wenn die drei ein Jahr lang versuchen, glücklicher zu werden, bekommt jeder von ihnen eine Million Euro – ganz egal, wie's läuft. Die sechsteilige Serie „**Die Glücksspieler**“ (ARD, 27.4., 20.15 Uhr) wird immer mittwochs in Doppelfolgen ausgestrahlt.

Senderinfo

katholisch1.tv bei augsburg.tv und allgäu.tv jeden Sonntag um 18.30 Uhr (Wiederholung um 22.00 Uhr). Und täglich mit weiteren aktuellen Nachrichten und Videos im Internet: www.katholisch1.tv

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.

Ihr Gewinn



Praxisbuch für Selbstversorger

Selbstversorgung ist in aller Munde. Aber wie fängt man am besten an? Tini Vogt ist 2004 ohne große Gartenerfahrung in den Gemüseanbau eingestiegen. Mittlerweile kann sie sich und ihre Familie fast ausschließlich davon ernähren. Im Lauf der Zeit hat sie ihre eigenen Anbaumethoden entwickelt. Ihre Erfolge, Salat im Winter anzubauen, sprechen für sich. Im Ratgeber „12 Monate Gemüse ernten“ teilt sie ihren reichen Erfahrungsschatz und führt Monat für Monat durch das Gartenjahr. Dabei gibt sie wertvolle Informationen zum ökologischen Gärtnern, praktische Anleitungen zum ganzjährigen Gemüseanbau und verrät zudem ihre Tipps zum nachhaltigen Verwerten der Ernte.

Wir verlosen drei Bücher. Wer gewinnen will, schickt eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworträtsels und seiner Adresse an:
 Katholische Sonntagszeitung
 bzw. Neue Bildpost
 Rätselredaktion
 Postfach 11 19 20
 86044 Augsburg
 E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
27. April

Über die Saatgutpakete aus Heft Nr. 14 freuen sich:
Rita Berlenz,
 97506 Grafenrheinfeld,
Alfred Eberle,
 27432 Bremervörde,
Erika Stock,
 86179 Augsburg.

Die Gewinner aus Heft Nr. 15 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Ort der Kindheit Jesu	▽	▽	Priesterstand	Süd-südost (Abk.)	Vorgesetzter	▽	germanische Gottheit	▽	US-Parlamentsentscheide	Erdzeitalter	▽	Nutztier der Samen
Warenverpackung			Meeresstachelhäuter	▷								US-mexikan. Grenzstadt (EI)
Fluss durch Florenz	▷				marokk. Universitätsstadt	▷		6	Kennwort		Ehrenzeichen aus Metall	▽
	▷	7							südamerikanisches Haustier	▷		
Vogelnachwuchs			Flachsabfall	▽								
indisches Speisefett			christliches Mitleid	▽					Figur im Alten Testament		italienische Tonsilbe	▷
Wachszelle der Biene	Stadt der Päpste								eine Großmacht (Abk.)	▷		lateinisch: Götter
	▷				altes span. Gewicht	▽	Provinz im Osten von Pakistan	▽	persönliches Fürwort		Heiliges Land	
eh. italienische Währung (Mz.)			Reichtum in Überfülle	▷		2			Fluss zum Balchaschsee	▷		
	▷				Schuhmacherwerkzeug		Laus-ei	▷				Erz-lagerstätte
nachgemacht			Frauenname	▷					südafrik. Airline (Abk.)		thail. „James Bond“-Bucht	▽
	▷						Initialen Ecos	1	Untergrund vieler Strände	▷		
	▷		Utensil der Heimwerker	▷								5
Kassenzettel		Brennstoffe	▷						kirchl. Amts-kleidung	▷		

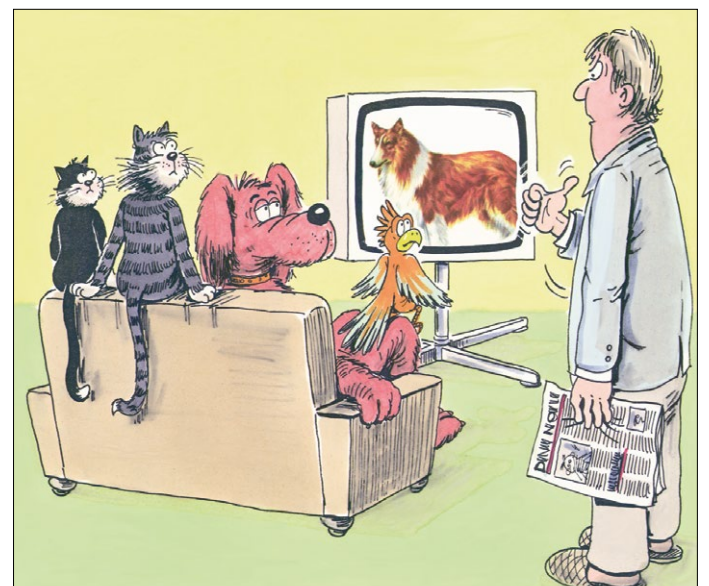
1	2	3	4	5	6	7
---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 7:
Anhänger und Begleiter im Glauben
 Auflösung aus Heft 15: **SPARGELZEIT**



„Ok, Lassy dürft ihr noch zu Ende sehen, aber wenn die Sportschau kommt, seid ihr alle verschwunden!“

Illustrationen:
Deike/Jakoby



Erzählung Heute feiern wir Geburtstag!

Brigitte Schneider wohnt im Alten- und Pflegeheim St. Augustin der Barmherzigen Brüder in Neuburg an der Donau und ist begeisterte Leserin unserer Zeitung. Woche für Woche liest sie ihren beiden Stofftieren Teddy und Osterhase daraus vor. Unserer Redaktion bietet sie ihre selbsterzählten Geschichten über ihre plüschigen Begleiter zum Abdruck an – und will damit zugleich anregen, Heimbewohnern etwas Gutes zu tun. Die Geschichten sollen insbesondere die jüngeren Leser anregen, „ihren Alten“ in Senioren- und Pflegeheimen Kuscheltiere zu schenken – damit „sie nicht so einsam sind“. Vor allem in der Coronazeit war das sehr schlimm.

Heute feiern wir Geburtstag. Ich dachte, unter den Gratulanten werden vor allem Osterhase und Teddy sein. Aber nein, da kam beim Zeitunglesen ein großes Päckchen auf meinen Schoß geflo-

gen! Absender: zwei mit unbekannt Namen und eine mir sehr liebe Frau W.

Die Unbekannten entpuppten sich als Affe Glubschi und Minnie Mouse. Sie kamen zum Gratulieren und wollten bei uns wohnen. Das bringt viel Bewegung in unser Leben, denn wir müssen fast umziehen. Wir brauchen einen neuen Stuhl und ein Bett für die neuen Mitbewohner. Auch ein neues Türschild, denn sonst weiß die Post ja gar nicht, dass Glubschi und Minnie Mouse nun auch hier wohnen.

Und noch ein Problem tauchte auf: Wie soll ich alle tragen? Wir brauchen ein Gefährt! Ein Rollator wäre gar nicht schlecht – mit zwei Fächern und einer Sitzfläche für Teddy und Osterhase im Henkelkorb. Mal sehen, was sich machen lässt.

Auf dem Frühstückstisch stand schon der Geburtstagskuchen und mittags wurde mir von allen ein Geburtstagslied gesungen. Post kam noch eine ganze Menge, Telefonanrufe wurden entgegengenommen.

Am Abend sagte ich dann: „Danke, lieber Gott. Für den schönen Geburtstag im zweiten Coronajahr. Danke allen, die an mich gedacht und mich beschenkt haben.“

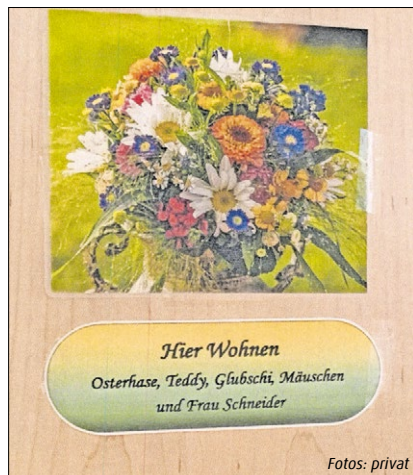
Glubschi und Minnie Mouse wohnen nun also bei uns. Wir haben uns gut bekannt gemacht und sind nun eine große Patchwork-Familie. Auf Glubschis Herz steht „Love“ – und tatsächlich: Wir lieben uns. Doch Minnie Mouse möchten wir deutsch benennen. Deswegen heißt sie ab heute Mausi.

Auf unserem neuen Türschild, man sieht es auf dem Foto links, heißt es nun:



„Hier wohnen Osterhase, Teddy, Glubschi, Mäuschen und Frau Schneider“

Und stellt euch vor: Unsere Mausi stand eines Tages sogar einmal in der Zeitung, auf der ersten Seite unten! Über dem Artikel stand die Überschrift: „Minnie Mouse zieht sich um“. Aber das tut unsere Mausi nicht, das tut nur die amerikanische Minnie Mouse.



Sudoku

			7	3	1			9
9	4	7	6	2		8		7
	2		1		4			8
		8	9	5		4	6	
4	8	5				3	1	
6		9	1		4		8	5
7	6	8	3			5	1	
	1	3	2	8		6	9	
	9	6	5		8	7		

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 15.

	2	4		7				3
6	1	7						4
			4	6	9			7
4	5					6		
7			3	9				1
			5		6	3		
			9	8	2			1
8	1						2	9
	6		5	4				3





Hingesehen

Das antike Olympia soll nach den verheerenden Bränden vom Sommer 2021 mit 150 000 Olivenbäumen aufgeforstet werden. Die Setzlinge wurden im März an die Olivenbauern der Region verteilt, berichtete die „Griechenland-Zeitung“. Gespendet wurden sie von der Initiative „Wir bepflanzen die Olivenhaine des antiken Olympia“. Das Ziel von 100 000 neuen Bäumen hat die Aktion damit weit übertraffen. Während der Feuer wurden 2021 Tausende Hektar Agrarflächen im Umkreis von Alt-Olympia zerstört, darunter etwa 450 000 Olivenbäume. Der Olivenbaum hat für Griechenland nicht nur hohe wirtschaftliche, sondern auch symbolische Bedeutung: So steht ein Kranz aus Olivenzweigen für den olympischen Sieg. *KNA*
Foto: Dimitris Vatsikas/gem

Wirklich wahr

Die Lausitz bekommt eine eigene Edition des Spieleklassikers Monopoly. Das beliebte Spiel erscheint dreisprachig – in Deutsch, Niedersorbisch und Obersorbisch, teilte das Kulturministerium in Dresden mit.



Die Übersetzungen dafür erfolgten mit Unterstützung des Dachverbands sorbischer Vereine und Vereinigungen, Domowina. Die „Monopoly Edition Lausitz“ ist ein gemeinsames Projekt der Zwickauer Kommunika-

tionsagentur „polar 1“ und des Düsseldorfer Spielverlags Winning Moves.

Monopoly ist ein ursprünglich US-amerikanisches Brettspiel. Ziel des Spiels ist es, ein Grundstücksimperium aufzubauen und die anderen Mitspieler in die Insolvenz zu treiben. Dazu erwirbt man möglichst viele Besitzrechte, um von den Mitspielern Mieten zu erhalten, wenn diese durch Würfeln auf gewissen Feldern landen. *epd/red; Foto: gem*

Wieder was gelernt

1. Erfunden wurde Monopoly von ...

- A. der „First Lady“ Helen Herron Taft.
- B. der Quäkerin Elizabeth Magie.
- C. der singenden Ordensfrau Sœur Sourire.
- D. der Suffragette Antoinette Brown Blackwell.

2. Was ist keine klassische Monopoly-Spielfigur?

- A. Koffer
- B. Bügeleisen
- C. Zylinder
- D. Schlachtschiff

Lösung: 1 B, 2 A

Zahl der Woche

20

Prozent der Menschen in Deutschland glauben, dass es nach dem Tod irgendwie weitergeht. Mehr als ein Drittel (36 Prozent) ist zwar überzeugt, dass ein verstorbener Mensch nur in den Erinnerungen anderer weiterlebt. Jeder Fünfte erklärte jedoch, wenn der Körper sterbe, entweiche die Seele und lebe in einer Art himmlischem Zustand weiter. Dies ergab eine repräsentative Umfrage im Auftrag des evangelischen Monatsmagazins „Chrismon“.

Elf Prozent der Befragten glauben nach eigenen Angaben, dass Körper und Seele in den Kreislauf der Natur eingehen und in ihr weiterleben. Nach Ansicht von neun Prozent stirbt der Mensch und wird zum Gottesgericht von den Toten wieder zu neuem Leben aufgeweckt.

Weitere zwei Prozent sind der Überzeugung, dass der Tod ein Schlaf sei, aus dem der Mensch am Jüngsten Tag erwache. *epd*

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Romana Kröling, Lydia Schwab,
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 39 vom 1.1.2022.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.



Bankverbindung:
LIGA Bank eG
IBAN DE51750903000000115800
BIC GENODEF1M05

Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice:
Telefon: 08 21/5 02 42-13
oder 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 24,15.
Einzelnummer EUR 1,90.
Bestellungen direkt beim Verlag, Leserservice.

Abbestellungen sind vier Wochen vor dem darauffolgenden Monatsende schriftlich an den Verlag nach Augsburg zu richten, entweder per E-Mail, per Fax oder per Post.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

„Sieh meine Hände!“

Ein Blick auf die Wundmale des auferstandenen Jesus

Die Kunst schult das Auge. So hätte nach unseren Sehgewohnheiten der Apostel Thomas die Hände des Auferstandenen berührt. Im Evangelium steht das freilich nicht (siehe Seite 10). Und mit der gängigen Darstellung der Wundmale verharmlost die bildende Kunst den entsetzlichen Foltertod Jesu.

Die Kreuzigung als besonders schändliche Hinrichtungsart war nach 320 unter Kaiser Konstantin verboten worden. Bis zu den ältesten Darstellungen des Gekreuzigten im ausgehenden sechsten Jahrhundert war somit kein Henker mehr nach dieser brutalen Technik zu befragen. Wegen der Symbolik der Hand, die vom Handschlag bis zur Salbung der priesterlichen Hand bei der Weihe mit Bedeutungen schier überfrachtet ist, und besonders auch wegen der erstmals 1224 bei Franz von Assisi auftretenden Stigmatisierungen wurden die Nägel stets durch die Handteller getrieben dargestellt.

Durchs Handgelenk

Dabei bedurfte es keiner besonderen anatomischen Kenntnisse, um bald zu bemerken, dass bei der traditionellen Ikonographie das Körpergewicht des hingerichteten Jesus seine Hände schlichtweg aufgerissen hätte. Kreuzigungsdarstellungen mit Anbinden, Stützleitern und kleinem Podest für die Füße gehen auf den sogenannten Pseudo-Bonaventura zurück (das detailfreundige Werk entstand um 1350) und verbreiteten sich dank der Visionen der heiligen Birgitta von Schweden († 1373).

Ein stützendes Anbinden der Arme ans Kreuz macht allerdings den „Witz“ an der Kreuzigung als Foltertod zunichte. Römische Henker trieben die Nägel durch den sogenannten Destot'schen Raum,

der durch einen häufig praktizierten Eingriff auch als Karpaltunnel bekannt ist. Diese von Bindegewebe straff umschlossene Röhre durch die Handwurzelknochen ist nicht nur der anatomisch solideste Punkt; durch sie verläuft auch der sensorische und motorische Mediannerv, dessen Verletzung unerträgliche Schmerzen verursacht.

„Tanz des Gekreuzigten“

Für diese höllische Folter, die oft mit sofortiger Bewusstlosigkeit einherging, prägten die Römer einen eigenen Begriff: „Excruciare“ bezeichnet die entsetzlichste Qual, die man sich nur ausdenken kann und die genau mit dieser Kreuzigungstechnik auch beabsichtigt war. Die Henker wussten dem „Tanz des Gekreuzigten“ beim Aufrichten des Holzes noch eins draufzusetzen, wenn sie auch die Fersenbeine mit Nägeln durchschlugen. Der Gepeinigte konnte weder die Füße noch die Handgelenke entlasten, ohne noch reißendere Schmerzen zu erdulden.

Das Turiner Grabtuch weist nicht nur die Wundmale richtig an den Handwurzelknochen auf, sondern zeigt von oben gesehen nur vier Finger. Das ist anatomisches Sonderwissen, das erst in den 1930er Jahren im Rahmen von Rekonstruktionsversuchen am Grabtuch gewonnen wurde: Durch die Verletzung des Mediannervs legt sich der Daumen mechanisch in die Handfläche. Doch abgesehen davon, dass dieses Detail ein ernstzunehmendes Echtheitskriterium für das Grabtuch darstellt, sind seine Auswirkungen für die Geschichte der Kunst gleich null, obwohl es ab 1578 regelmäßig ausgestellt wurde.

Selbst bei den Malern und Bildhauern, denen die antike Kreuzi-



► Detail einer Rubenskopie in den Räumen des Sankt Ulrich Verlags.

gungstechnik aus den inzwischen publizierten griechisch-römischen Quellen bekannt war, hat sich diese Darstellungsweise nicht durchgesetzt. Sie nimmt ein schmales, ikonographisch singuläres Zeitfenster von nur etwa 20 Jahren ein.

Rubens und sein Kreis

Die eigentlich zwingende Abbildung der Wundmale an den Handwurzelknochen begegnet um das Jahr 1610 beim barocken Malerfürsten Peter Paul Rubens und seinem engen Mitarbeiter Anthonis van Dyck im flämischen Antwerpen. Knapp zehn Jahre später taucht sie bei den bayerisch-schwäbischen Elfenbeinschnitzern und Holzbildhauern Christoph Angermair und Georg Petel auf.

1593 hatte der Antwerpener Humanist Justus Lipsius in seinen „Drei Büchern über das Kreuz“ aus den literarischen Quellen die antike Kreuzigungspraxis rekonstruiert. Rubens war mit dem Gelehrten eng befreundet. Selbstverständlich kannte er das illustrierte Werk und setzte dessen drastische Details in seinen theatralischen Bildkonstruktionen flugs um.

Georg Petel wiederum war während seiner Wanderjahre in Antwerpen Rubens' Freund geworden – wo er 1619 die Umsetzung der Kreuzigungsdetails bei ihm oder direkt in Lipsius' Werk eingehend studieren

konnte. Zurück in Bayern hat er seinem Lehrer im Elfenbeinschnitzen Christoph Angermair dieses Wissen weitergegeben. Mit van Dyck, der später sein Porträt fertigte, hat sich Petel sicherlich auch darüber ausgetauscht.

Für die Kunstgeschichte, die sich unerklärlicherweise wenig (eigentlich gar nicht) mit der Stelle der Wundmale beschäftigt hat, müsste wenigstens deren Beitrag zur Werkdatierung von Belang sein. Denn die anatomisch wie historisch richtige Darstellungsweise haben Rubens, van Dyck, Angermair und Petel bald wieder aufgegeben.

Sieg der Tradition

Rubens, dessen Katholizismus ja Geschäftsgrundlage war, handelte sich wegen der Handwurzelknochenvariante Kritik seitens des Antwerpener Klerus ein. Zu mächtig war die traditionelle Sichtweise.

1624 nahm sich Kardinal Federico Borromeo der Sache an. Der kunstsinnige Mailänder Prälat, Cousin des heiligen Karl Borromäus, Gründer der Bibliotheca Ambrosiana und einer der größten Mäzene seiner Zeit, verfasste ein Gutachten zugunsten der Handtellervariante aus Rücksichtnahme auf die kirchliche Überlieferung – und beendete damit die Handgelenk-Eskapade.

Seinem Verdikt konnten sich neben Rubens auch weder der Katholik Petel als Augsburger Ratsherr noch Angermair als Hofdrechsler des bayerischen Kurfürsten entziehen und sich Darstellungsweisen leisten, die nunmehr als schiefläufig galten. Auch van Dyck in London nicht, dessen Frau Hofdame der katholischen Gattin König Karls I. war. Der Maler brachte im Unterschied zu allen seinen bisherigen Kreuzigungsszenen nach 1630 ausschließlich die Nägel in den Handinnenflächen beziehungsweise die Wundmale am Handrücken an.

100 Jahre später tauchte – wie aus dem Nichts – diese extravagantere Darstellungsweise wieder auf, und zwar bemerkenswerterweise nur in der Plastik, nicht aber in der Malerei. Sie findet sich auf zahlreichen Beispielen der religiösen Volkskunst der letzten zwei Jahrhunderte und wird von Holzschnitzern nach Südtiroler Mustern und Kundenwunsch gefertigt.

Peter Paul Bornhausen

Eine ausführlichere Fassung dieses Beitrags mit zahlreichen Bildern ist in den „Mitteilungen des Historischen Vereins für Donauwörth und Umgebung 2013-2017“ erschienen.



◄ Operationsnarbe nach Karpaltunnelsyndrom.



Die Liebe zählt nicht, nur
die Liebe zählt.
Pauline von Mallinckrodt

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 24. April
Zweiter Sonntag der Osterzeit
*Jesus sagte noch einmal zu ihnen:
Friede sei mit euch! Wie mich der Vater
gesandt hat, so sende ich euch.*
(Joh 20,21)

Wo Jesus hinkommt, verbreitet er Frieden. Der Auferstandene trägt die Kraft zur Versöhnung in sich. Die Nähe Christi lässt Menschen aufatmen. Der Friede möchte in unserem Alltag aufleuchten und durch unsere Augen, Mund und Herz wirken.

Montag, 25. April
Hl. Markus
*Dann sagte er zu ihnen: Geht hinaus
in die ganze Welt und verkündet das
Evangelium der ganzen Schöpfung!* (Mk 16,15)

Die Botschaft der Liebe Gottes ist umfassend. Sie hat die ganze Schöpfung im Blick. Österliches Leben ist sensibel für Mutter Erde. In der Natur ist die Gegenwart Christi verborgen. Wir haben den Auftrag, den Leib der Erde zu achten wie den Leib Christi.

Dienstag, 26. April
*Der Wind weht, wo er will; du hörst sein
Brausen, weißt aber nicht, woher er
kommt und wohin er geht. So ist es mit
jedem, der aus dem Geist geboren ist.*
(Joh 3,8)

Der Heilige Geist wird mit dem Wind verglichen. Gottes Geist ist Brausen und Lebenskraft. Wie der Atem Gottes am Anfang der Schöpfung wirkt, so tut er das heute. Das Brausen des Geistes offenbart sich durch Jesus. Gottes Atem lebt auch in mir.

Mittwoch, 27. April
*Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt,
dass er seinen einzigen Sohn hingab,
damit jeder, der an ihn glaubt, nicht
verlorengeht, sondern ewiges Leben
hat.* (Joh 3,16)

Gottes Liebe zur Welt ist bedingungslos. Er schenkt uns in Jesus sein Herz.

Wir werden umfasst von unbegreiflicher Güte. Die Menschen dürfen Gottes Leidenschaft für die Welt und alle Geschöpfe teilen. Seine Liebe möchte durch uns in die Welt hinein wirken.

Donnerstag, 28. April
*Denn der, den Gott gesandt hat, spricht
die Worte Gottes; denn ohne Maß gibt
er den Geist.* (Joh 3,34)

Der Heilige Geist ist der Lebensspender. Gottes heiliger Atem möchte in uns zur Quelle werden, aus der die Welt getränkt wird. Aller Lebensdurst findet eine Antwort, wenn wir mit Gottes erneuerndem Geist zusammenwirken.

Freitag, 29. April
Hl. Katharina von Siena
*Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels
und der Erde, weil du das vor
den Weisen und Klugen verborgen
und es den Unmündigen
offenbart hast.* (Mt 11,25)

Das Evangelium nimmt uns hinein in das Beten Jesu. Christus erkennt die Lie-

be und Weisheit seines Vaters, die Himmel und Erde umfasst. Er preist ihn für sein Wirken, das den Bedürftigen das Geheimnis seines Erbarmens offenbart. Wofür möchte ich Gott heute danken?

Samstag, 30. April
*Er aber rief ihnen zu: Ich bin es; fürchtet
euch nicht!* (Joh 6,20)

Die Jünger werden auf dem See von einem Sturm überrascht. So aufgewühlt wie das Wasser sind auch die Herzen der Freunde Jesu. Christus versucht, ihr unruhiges Herz anzusprechen und ihnen die Furcht zu nehmen. Wachsendes Vertrauen überwindet Angst und Grenzen.



Schwester Mechthild Brömel lebt im Karmel Regina Martyrum Berlin, arbeitet dort im Klosterladen mit und ist für das Archiv zuständig.



Mit der Katholischen
Sonntagszeitung
viel entdecken!

Miniabo zum Sonderpreis
3 Monate lesen und nur 2 bezahlen!



Bestellen Sie noch heute das attraktive Einsteiger-Abo zum Minipreis von EUR 16,10*.

Das Abo endet automatisch, Sie müssen sich also um nichts kümmern.

Info-Hotline: 08 21 / 5 02 42-53 oder 08 21 / 5 02 42-13 · vertrieb@suv.de
www.katholische-sonntagszeitung.de

*Preis gültig 2022